

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Christian Rohr, Ursula Bieber, Katharina Zepezauer-Wachauer (Hg.), **Krisen, Kriege, Katastrophen. Zum Umgang mit Angst und Bedrohung im Mittelalter**, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2018 (Interdisziplinäre Beiträge zu Mittelalter und Früher Neuzeit, Bd. 3), 420 Seiten.

Der gut als Beitrag zur Corona-Pandemie denkbare Band ging aus einer Ringvorlesung des Interdisziplinären Zentrums für Mittelalterstudien in Salzburg hervor. Charakterisiert wird er durch eine interdisziplinäre Ausrichtung, die von literaturwissenschaftlichen Beiträgen dominiert, jedoch durch historische, musikwissenschaftliche, medizinische und lexikographische ergänzt wird. Wie Titel und die Ausführungen der HerausgeberInnen in der kurzen Einleitung ausweisen, war der Rahmen des Unternehmens breit angelegt, um viele Erscheinungen zu erfassen, die mittelalterlichen Menschen Angst und ein Gefühl der Bedrohung vermittelten. Mehrere Beitragende nutzten diese Freiheit auch dazu aus, die mittelalterlichen Befunde mit modernen Erscheinungen zu kontrastieren.

Die 12 Beiträge sind in drei Grosskapitel gegliedert. Der erste Teil betrifft «den Umgang der Menschen mit Naturgefahren und Seuchen». Christian Rohr (Bern), der bereits seine Habilitationsschrift extremen Naturereignissen in den Alpen gewidmet hatte, formuliert zunächst sieben Kriterien, nach denen mittelalterliche Zeitgenossen Katastrophen als solche erkannten. Danach behandelt er Erdbeben, Überflutungen, Lawinen, Unwetter in den Alpen und Heuschreckenplagen. Ein Deutungsmuster, das man erwartet, die Katastrophe als Strafe Gottes, taucht jedoch erst in der Zusammenfassung auf: «Insgesamt sind religiöse Deutungsmuster deutlich seltener, als man erwarten könnte» (S. 51). Sollte die Alpenregion sich an diesem zentralen Punkt des Gottesverständnisses stark vom übrigen Europa unterscheiden?

Ursula Bieben (Salzburg) demonstriert dagegen am Beispiel der altrussischen Chroniken und ihrer Nachrichten zu den Widrigkeiten menschlichen Lebens überzeugend, dass Katastrophen und Seuchen die Menschen als Strafen Gottes trafen: «und so ging unser Land um unserer Sünden willen zugrunde» (S. 64); «derart vergalt uns Gott unsere Taten» (S. 67); «dass Gott bei uns um unserer Sünden willen Verwirrung anrichtete» (S. 71). Ihrer zusammenfassenden Deutung, dass «die Wahrnehmung und Interpretation [von Katastrophen] im mittelalterlichen Russland durch traditionelle christlich-religiöse Konzepte vorgegeben [war], die zum Teil mit der westlich-europäischen theologischen Exegese ähnlicher Ereignisse korrespondieren», ist daher uneingeschränkt zuzustimmen.

Jan Cemper-Kiesslich (Salzburg) führt am Beispiel der Seuchen Syphilis, Pest und Schwarze Pocken die Unterschiede prä-mikrobiellen und mikrobiellen Verständnisses von Seuchen vor, wobei er durchaus Hochachtung für die Leistungen der frühen «Forscher» zum Ausdruck bringt. Eine ausführliche Dokumentation der Krankheitsverläufe bringt zudem für medizinische Laien eine Vielzahl wichtiger Informationen.

Daniel Rötzer-Matz (Wels) stellt unter der Formel «die Kunst des Verdrängens» die Pest von 1348 mittels Boccacios *Decameron* dar, wobei er einleitend einige Informationen zum Verständnis der Krankheit Pest in Mittelalter und Moderne gibt. Die folgende ausführliche Inhaltsangabe des *Decameron* ist dagegen gänzlich einer früheren Arbeit von Jürgen Grimm entnommen.

Die zweite Abteilung des Bandes widmet sich «politischen, sozialen und emotionalen Krisen». Ein Beitrag des verstorbenen Heinz Dopsch, der von Wolfgang Neuper (Salzburg) überarbeitet wurde, bietet einen weitgespannten Überblick über die Thematik der

mittelalterlichen Kriege und Fehden unter dem problematischen Aspekt «Krise». Insgesamt überwiegen allgemein bekannte Ausführungen zur Kriegs- und Fehdeführung, zum Heerwesen, zu Strategien und Bewaffnung. Neuere Einschätzungen über die Gewohnheiten der Vermeidung und der friedlichen Beendigung von Gewalt fehlen doch (zu) deutlich.

Den Beitrag von Birgit Wiedl (St. Pölten) charakterisiert dagegen eine engere Rahmung durch die Konzentration auf direkte und indirekte Beteiligung der österreichischen Juden an kriegerischem Geschehen oder anderen Formen der Gewalt. Die Verfasserin kann mit prosopographischer Quellenarbeit sowohl einige signifikante Einzelfälle präsentieren, in denen Juden in unterschiedlicher Weise in die Auseinandersetzungen verwickelt waren, sei es, dass sie im Zuge von Kreuzzügen Opfer von Pogromen wurden, sei es auch, dass sie als Unterstützer einer Partei Verluste erlitten oder als Geldverleiher in Erscheinung traten. In letzterer Funktion konnten sie erheblich geschädigt werden, weil etwa Landesherrn durch sog. «Tötbriefe» die Schulden ihrer Gefolgsleute annullieren konnten. Insgesamt vermittelt der Beitrag bei aller Vorsicht einen tiefen Einblick in die zumeist indirekte Beteiligung von Juden an Konflikten der österreichischen Eliten, die in der Mehrheit ihre prekäre Integration in die christlich geprägte Gesellschaft erkennen lassen.

Von Überschwang sind die Ausführungen des Altgermanisten Klaus M. Schmidt (Salzburg) geprägt, der einerseits Forschungszugänge zum Gesamthema des Bandes mittels der in Salzburg eingerichteten «Mittelhochdeutschen Begriffsdatenbank» hochschätzt: «Dass Besitz und Macht die Triebkräfte der meisten gewalttätigen Auseinandersetzungen innerhalb der mittelalterlichen Literatur darstellen, ist mittels weniger Klicks dem Korpus zu entnehmen» (S. 243). Andererseits nutzt er die vorgestellten Belege immer wieder dazu, den Hass als die entscheidende «Triebkraft» des Krieges herauszuarbeiten: «an dieser Grundvoraussetzung hat sich seit der frühesten Zivilisationsstufe kaum etwas geändert» (S. 234). Deshalb ist es für den Autor auch selbstverständlich, seine Ausführungen zu den mittelalterlichen Belegen mit Reflexionen über moderne Parallelen zu dramatisieren. So schliesst er denn auch den Beitrag mit dem Gedanken, dass nach Steven Pinkers Untersuchung «die Tendenz zur Gewalttätigkeit seit dem Mittelalter abgenommen hat» (S. 280), wobei er allerdings «regelrechte Kriegszeiten» ausnimmt.

Der verstorbene Ulrich Müller und seine Co-Autorin Katharina Zepezauer-Wachauer (Salzburg) machen auf vernünftige Weise deutlich, was in den mittelalterlichen Literaturwissenschaften seit langem ein viel diskutiertes Thema ist: dass die Sprache, in der die Liebe und das Verhältnis der Geschlechter beschrieben und besungen wird, vom metaphorischen Gebrauch der Begrifflichkeit zu Kampf, Jagd und nicht zuletzt Dienst lebt.

Auf den schwierigen Vergleich von Mittelalter und Moderne setzt auch Siegrid Schmidt (Salzburg), indem sie psychologische Aspekte der Trauerarbeit in Nibelungenlied und Klage mit denen der Angehörigen von Opfern der ICE-Katastrophe von Eschede im Jahre 1998 vergleicht. Die von ihr abschliessend festgestellten «Kongruenzen zwischen Beschreibungsmodellen der Psychologie, einem aktuellen Anwendungsbeispiel und der mittelhochdeutschen nibelungischen Gestaltung von Trauer» (S. 327), die sie als «erstaunlich» charakterisiert, sind für mich nicht nachvollziehbar. Schon die Fokussierung auf Trauerarbeit scheint problematisch, denn für die mittelalterlichen Akteure ging es doch weit eher um Fragen der Rachearbeit, denen man gewiss nicht «transhistorische Allgemeingültigkeit» unterstellen kann.

Die dritte Abteilung des Buches widmet sich dem Stellenwert von apokalyptischen Vorstellungen in Krisen- und Katastrophenfällen. Manfred Kern (Salzburg) befasst sich einleitend mit dem Problem der Unverständlichkeit der Johannes-Apokalypse und bietet eine auf Vollständigkeit zielende Paraphrase mit hilfreichen Kommentaren. Zudem zeigt er an zwei Beispielen, wie apokalyptisches Gedankengut Eingang in literarische Zeugnisse gefunden hat. In einem abschliessenden Abschnitt illustriert er am Beispiel des Totentanzes, wie stark dieses Gedankengut auch Bildproduktionen geprägt hat.

Maria E. Dorninger (Salzburg) beschäftigt sich mit lokalen Endkaisermythen, da in Salzburg solche in Bezug auf den Unterberg gepflegt wurden, in dem Kaiser Karl der Grosse angeblich mit seinen Getreuen ruht und alle 100 Jahre fragt, ob die Raben noch um den Berg fliegen.

Der letzte Beitrag des Bandes von Stefan Engels (Graz) widmet sich der Kirchenmusik und insbesondere den Erzeugnissen der *memoria defunctorum*. Sie werden eindringlich vorgeführt und kommentiert, wobei die Aussagen der Texte zwischen den Polen «ewige Ruhe» und «Tag des Zornes» angesiedelt sind. Ob man sie allerdings als «zeitlos gültig» (S. 397) einschätzen kann, darf man bezweifeln.

Insgesamt ermöglichte die Rahmung des Themas ein Buch, das viele Horizonte eröffnet. Für den Mediävisten am überraschendsten dürfte sein, wie marginal in fast allen Beiträgen die Einschätzung der behandelten Phänomene als Strafe Gottes blieb, die in historischen Quellen doch geradezu omnipräsent ist. Eine kritische Bewertung der häufigen Vergleiche mittelalterlicher und moderner Reaktionen auf Krisen und Katastrophen, die alle auf Ähnlichkeiten abheben, scheint nötig: Wenn man nach Unterschieden gefragt hätte, wäre man sicher fündiger geworden. Die interdisziplinäre Vielfalt der Aspekte macht das Buch dennoch zu einer anregenden Lektüre.

Gerd Althoff, Münster

Colette Halter-Pernet, Felix Hemmerli. **Zürichs streitbarer Gelehrter im Spätmittelalter**, mit Übersetzungen aus dem Lateinischen von Helena Müller und Erika Egner Eid, Zürich: Chronos, 2017, 446 Seiten, 24 Abbildungen.

Felix Hemmerli (1388–1458) gehört zu den interessantesten Gestalten Zürichs im 15. Jahrhundert. Geboren als Sohn einer ratsfähigen Familie, war er für die geistliche Laufbahn bestimmt. Nach dem Besuch der Stiftsschule am Grossmünster studierte er an der jungen Universität Erfurt Kirchenrecht. Bald erwarb er ansehnliche kirchliche Ämter und Pfründen: Er wurde Chorherr am Grossmünster, Propst am St. Ursenstift in Solothurn und Chorherr am St. Mauritiusstift in Zofingen, wobei seine Heimatstadt sein Lebensmittelpunkt und hauptsächlich Wirkungsfeld blieb. Ausgestattet mit diesen einträglichen Pfründen, setzte Hemmerli seine juristische Ausbildung an der prestigeträchtigen Universität Bologna fort und schloss sie mit dem Doktorat in Kirchenrecht ab. Dieser akademische Titel qualifizierte ihn für höhere kirchliche Ämter. Die angestrebte höchste Dignität in Zürich, das Amt des Propsts am Grossmünster, blieb ihm aber trotz päpstlich verbrieftener Anwartschaft verwehrt; stattdessen erhielt er das Kantorenamt, die zweit-höchste Dignität, und war damit für den Gottesdienst am Stift zuständig.

Als Kantor und Rechtsgelehrter entfaltete Hemmerli eine vielseitige Tätigkeit weit über Zürich hinaus. Er setzte sich für die Reform der Kirche ein, war als von Erfurt heimkehrender Bakkalaureus Augenzeuge des Konzils von Konstanz, nahm als Doktor am Konzil von Basel teil, liess sich zum Priester weihen – was zu seiner Zeit für Prälaten eine Ausnahme bildete – und schuf ab etwa 1438 als Autor ein reiches, vielfältiges, von Bele-

senheit und Gelehrsamkeit durchdrungenes Werk. Er rezipierte die Schriften Konrads von Mure (um 1210–1281), seines Vorgängers als Zürcher Kantor, in dessen Nachfolge er sich explizit stellte. In Solothurn erneuerte er die Stiftsstatuten. In seinen kirchen- und gesellschaftspolitischen Schriften prangerte er engagiert, teilweise polemisch Missstände an, so etwa die mangelnde Disziplin seiner Mit-Chorherren und Oberen, die Missachtung der Zölibatsverpflichtung, die ungerechten Richter, die Übergriffe der Bettelorden in die Pfarrseelsorge oder etwa die Missstände bei den Einsiedlern. Er verfasste Traktate über den Wettersegen, die Einführung neuer Feiertage, das Jubeljahr 1450, Exorzismen an Tieren, Naturheilmittel und viele mehr. Sein Bädertraktat beschreibt zum ersten Mal das Bad Pfäfers. Im Konflikt Zürichs mit den Inneren Orten im Alten Zürichkrieg nahm Hemmerli vehement Partei für Habsburg und das Reich, für den Adel und gegen die Schwyzer. Daraus entstand sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, das Adelsbuch (*De nobilitate et rusticitate dialogus*). Mit seinen Stellungnahmen, etwa der Schrift *Passionale* über seine Leidensgeschichte am Grossmünsterstift, machte sich Hemmerli viele Feinde; das führte 1439 zu einem Mordversuch und 1454 zur Gefangennahme sowie zum Prozess vor dem bischöflichen Gericht in Konstanz. Zu lebenslanger Haft verurteilt, beschloss Hemmerli seine Tage in der Verwahrung im Franziskanerkloster Luzern. Doch auch hier war es ihm möglich, schriftstellerisch tätig zu bleiben. Er schrieb mehrere Traktate mit zum Teil versöhnlichem Inhalt, aber auch ein mit seinen Gegnern abrechnendes Klageregister (*Registrum querele*).

Das anzuzeigende Buch nähert sich dem streitbaren Zürcher Gelehrten und dessen Werk in zwei Schritten. Im ersten Teil stellt Colette Halter-Pernet seine Lebensgeschichte in fünf Kapiteln dar, im zweiten Teil werden sieben ausgewählte Texte aus Hemmerlis Werk in der lateinischen Fassung und in deutscher Übersetzung geboten. Die Darstellung der Lebensgeschichte des ersten Teils setzt geschickt mit der dramatischen Schlussphase ein, der Verhaftung, dem Gerichtsverfahren und der Verwahrung («Der gelehrte Gefangene – letzte Lebensjahre»). Darauf folgen in chronologischem Ablauf und thematisch gewichtet die früheren Lebensphasen Hemmerlis: «Der ehrgeizige Akademiker – universale Gelehrtenkultur», «Der pflichtbewusste Kanoniker – Solothurn, das Basler Konzil und erste Schriften», «Der engagierte Adelsfreund – Herrschaftsideal und Alter Zürichkrieg» sowie «Der vielseitige Autor – Schriften zwischen Polemik und Pragmatik». Die Kapitel sind sinnvoll gegliedert und anregend zu lesen; sie führen den Leser anhand der Werke Hemmerlis, insbesondere seiner autobiographischen Schriften, ergänzt durch zahlreiche neu erschlossene archivalische Zeugnisse, in die Lebenswelt des Zürcher Gelehrten ein. Die oftmals schwierigen juristischen Texte, z. B. das *Repertorium*, das Handbuch seines Studiums in Erfurt, werden aufgeschlüsselt und in Hemmerlis Laufbahn eingefügt. Auch die gut ausgewählten Illustrationen des Abbildungsteils werden in die Darstellung geschickt eingebaut. Kleine Versehen wie «Weihbischof von Luzern» (S. 128) oder «Herzog von Habsburg» (S. 182) hätten durch eine sorgfältige Schlusslektüre verbessert werden können.

Die Kapitel des ersten Teils eröffnen die Zusammenhänge und interpretieren auf gelungene Weise die an sich oft schwer verständlichen, mit Gelehrsamkeit überladenen Traktate Hemmerlis. Besonders hervorzuheben ist eine eingehende Analyse seines Hauptwerks, des Adelsbuchs (S. 134–159). Bei der Lektüre dieses Kapitels revidiert und relativiert sich das gängige Bild von Hemmerli als dem Polemiker und Bauernhasser, das sich vor allem auf das berühmte, wohl kurz vor dem Friedensschluss Zürichs mit Schwyz 1450 entstandene Kapitel 33 gegen die Schwyzer stützt. Die Gestalt des *Rusticus* im *Dialogus* ist

mindestens so sympathisch und dessen Argumentationsweise so überzeugend wie diejenige seines Gesprächspartners und Gegenspielers, des *Nobilis*. Man geht mit der Verfasserin einig und stimmt auch dem jüngst verstorbenen profunden Kenner Guy P. Marchal (1938–2020) zu, dass die vertiefte Untersuchung und Edition dieses weitgehend unedierten Adelsbuches zu den grossen Desideraten der Schweizer Spätmittelalterforschung gehört (S. 197).¹

Der zweite Teil des Buches enthält als Leseausgabe eine Auswahl aus sieben Werken Hemmerlis. Erika Egner Eid, die selber eine Dissertation über die kirchenpolitischen Schriften Hemmerlis vorbereitet, hat dazu drei Übersetzungen beigeuert: «Gegen diejenigen, welche den Gottesdienst vernachlässigen» (Nr. 1), «Entwurf einer Appellation dagegen, dass ein Kardinal [Nikolaus von Kues] in Deutschland einen Bischofssitz [Brixen] übernehmen sollte» (Nr. 6) und «Klagregister» (Nr. 7). Helena Müller hat die vier anderen Auswahltexte übertragen: «Dialog über den Adel und das Bauerntum» (Auszüge, Nr. 2), «Wortlaut eines Doktordiploms in Dummheit» (Nr. 3), «Über das Transportieren von Trottbäumen [Baumstämmen für die Weintrotten] an Feiertagen» (Nr. 4) und «Über das Segnen des Wetters mit dem Sakrament» (Nr. 5). Es ist verdienstvoll von den beiden Übersetzerinnen, dass sie die oftmals schwer verständlichen lateinischen Texte mit bisweilen verschachtelten, komplizierten Gedankenfolgen entwirrt und, mit knappem Kommentar versehen, dem heutigen Leser erschlossen haben.

Der Band wird durch einen Bildteil mit 24 farbigen Abbildungen, eine Kurzbiographie, eine chronologische Werkübersicht und eine Bibliographie abgeschlossen. Die hier angeführten ungedruckten Quellen hätten zur leichteren Auffindbarkeit besser alphabetisch nach den Bibliotheks- bzw. Archivorten (statt nach dem Anfangsbuchstaben der Institutionen) gegliedert sein sollen, z. B. «Konstanz, Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums» statt «Bibliothek ... Konstanz». Der Benutzer vermisst vor allem ein Namenregister für den ersten, darstellenden Teil, das die darin enthaltenen reichen Informationen zu Personen und Orten erschliessen würde.

Abgesehen von diesen geringfügigen Anmerkungen ist das neue Buch über Hemmerli sehr zu loben und dessen Lektüre zu empfehlen. Es eröffnet als Einführung, als Lese- und Studienbuch auch für weitere Kreise einen neuen Zugang zum Zürcher Gelehrten und seinem Werk. Bleibt mit den Autorinnen zu hoffen, dass sich durch diese Publikation «ein enthusiastischer Funke entzündet, um endlich eine kritische Gesamtausgabe von Hemmerlis Schriften in Angriff zu nehmen, welche seit längerem ein wissenschaftliches Desiderat darstellt» (S. 20).

Ernst Trempp, Freiburg i. Ü.

Laurent Ripart (dir.), *Écrire l'histoire, penser le pouvoir. États de Savoie, XV^e–XVI^e siècles*, Mont: Éditions de l'Université de Savoie, 2018 (Sociétés, Religions, Politiques, vol. 44), 207 pages.

Fruit d'un colloque organisé à Chambéry en 2007, le volume dirigé par Laurent Ripart, s'intéresse au lien qu'entretient l'historiographie savoyarde avec le pouvoir. La période traitée s'étend de 1342 jusqu'aux décennies 1550. Certains articles proposent toutefois des éléments historiques qui concernent la fin du XVII^e siècle (Laurent Perrillat).

1 Vor längerer Zeit ist unter der Ägide der damaligen AGGS, wie die heutige SGG damals hiess, eine Quellenedition von *De nobilitate* begonnen worden; die weit fortgeschrittenen Vorarbeiten hat die SGG im April 2020 dem Staatsarchiv Zürich übergeben. Sie stehen somit der Forschung zur Vollendung der Edition zur Verfügung.

Ce livre, paru en 2018 dans la belle collection «Sociétés, religions, politiques», contribue à enrichir les travaux déjà édités par le Laboratoire Langues, Littératures, Sociétés, Études transfrontalières et internationales de l'Université Savoie Mont Blanc.

L'ouvrage réunit onze contributions: certaines s'appuient sur la génétique textuelle pour reconstituer la généalogie de l'historiographie savoyarde, afin de déterminer le moment ou le texte qui inaugure l'histoire du duché et les emprunts entre ces histoires dynastiques de la Savoie. Le travail de datation des textes qui constituent l'historiographie savoyarde a été réalisé et publié il y a plus de vingt-cinq ans déjà par Daniel Chaubet.² L'ouvrage *Écrire l'histoire, penser le pouvoir* complète et rectifie parfois ce travail fondateur. D'autres articles du volume s'attardent sur la nature de ces écrits historiques témoignant de leur hétérogénéité et de leurs logiques discursives ou politiques. Sont évoqués par exemple des généalogies, des chroniques, un mémorial, des annales, un mémoire judiciaire ou encore des récits de cérémonies. Finalement quelques articles renseignent la biographique des rédacteurs et les circonstances qui ont amené les dirigeant·e·s à leur confier le mandat d'enregistrer l'ordre des successions dynastiques et les alliances matrimoniales.

L'organisation formelle du volume, qui a été légèrement remaniée par rapport à l'ordre du colloque, aurait mérité de répondre à une structure plus lisible et cohérente. Alors qu'aucun titre de chapitre ne façonne l'ouvrage selon des axes thématiques, les contributions semblent se succéder selon une logique chronologique. Or, pour se conformer à cet agencement implicite, l'article de Laurent Ripart aurait dû ouvrir l'ouvrage, puisqu'il évoque la généalogie d'Hautecombe qui, d'après l'archiviste André Perret, daterait de 1342. Ce texte a été écrit à la suite de l'initiative du comte Aymon qui, à la même date, établit à la fois une nécropole dynastique et une chapelle princière à l'abbaye d'Hautecombe. C'est dans ce lieu que fut écrite la première chronique éponyme des comtes de Savoie. Ce texte monastique qui longtemps fut considéré postérieur à 1342 et fut déclaré être un abrégé de la fameuse *Chronique de Savoie* (1419), représenterait en réalité «la matrice de toute l'historiographie de la maison de Savoie» (p. 129). Concernant la structure de l'ouvrage, une remarque similaire peut être faite quant à l'article de Guido Castelnovo qui s'intéresse à cette fameuse *Chronique de Savoie* de 1419. Sa contribution aurait dû précéder l'article qu'Alessandro Barbero consacre au premier historiographe officiel du duché, Perrinet Dupin, nommé en 1477 par la duchesse Yolande et celui qu'Isabelle Cottet propose sur la *Chronique du Conte Rouge*, écrit vers 1477 par ce même Dupin. Ces désordres chronologiques pourraient n'être que de peu d'importance s'il ne s'agissait de proposer un volume dont beaucoup d'articles s'intéressent à la fois à la datation des textes historiographiques, mais aussi aux emprunts et à leurs variations textuelles. Présentées dans un autre ordre, les contributions auraient favorisé l'intelligibilité du propos.

Par ailleurs, on regrette que l'introduction de L. Ripart n'évoque pas, pour la réfuter, la discuter ou la confirmer, la partition, certes ancienne, opérée par D. Chaubet concernant les trois moments historiographiques de la Savoie. Une présentation de cette thèse et un commentaire auraient permis de poser un cadre temporel général utile pour situer la période considérée par l'ouvrage et qui correspond au second moment évoqué par Chaubet (1350–1550). Dans son travail fondateur dans lequel il inventorie 140 textes qui écrivent l'histoire de la Savoie, Daniel Chaubet distingue en effet trois moments

2 Daniel Chaubet, *L'historiographie savoyarde*, 2 tomes, Genève 1994–1995.

historiographiques. D'abord, il évoque les précurseurs qui ont œuvré depuis l'an mil jusqu'au XIII^e siècle. Cette historiographie s'intéresse surtout à la vie de quelques saints ou retrace l'histoire d'abbayes. Ensuite vient le temps des chroniqueurs qui démarre vers 1350 et se clôt au milieu du XVI^e siècle et dont la *Chronique de Savoie* (1419) de Jean d'Orville dit Cabaret constitue le point d'orgue. D. Chaubet affirme que c'est à ce moment-là que l'historiographie savoyarde prend son essor. Or, le livre dirigé par Laurent Ripart, *Écrire l'histoire, penser le pouvoir*, porte précisément sur ces deux siècles. Finalement la période suivante, féconde en œuvres historiques, produit une écriture différente de celle des précédentes chroniques. Inaugurant l'historiographie moderne, sa méthode procède davantage de la recherche archivistique et de la critique des sources. Ce troisième moment démarre en 1561, alors que la deuxième édition de la chronique de Guillaume Paradin paraît et qu'elle marque son émancipation à l'égard de la *Chronique de Savoie* de Cabaret. Ce troisième moment s'achève en 1660 avec la parution des trois volumes de l'*Histoire généalogique de la Royale Maison de Savoie* de Samuel Guichenon.

Malgré ces imperfections, beaucoup de contributions (Alessandro Barbero, Isabelle Cottet, Laurent Perrillat, Clémence Critin) témoignent des circonstances politiques de la rédaction de l'historiographie savoyarde, en signalant la dépendance financière et professionnelle qu'entretiennent les historiographes avec le pouvoir comtal ou ducal. La nature des relations entre les chroniqueurs et les commanditaires détermine à la fois la façon de raconter l'histoire, mais aussi conditionne la publicité faite à leurs écrits. Par exemple, lorsque Amédée VIII (1383–1451) accède à la dignité ducale en 1416, il cherche à ancrer sa récente légitimité comtale dans une dynastie plus lointaine. Il commande à Cabaret une *Chronique de Savoie*. Entre 1417 et 1419, Cabaret rédige un document de 450 pages qui est considéré comme un récit majeur de l'historiographie savoyarde des années 1350–1550. La *Chronique* est à l'image de celle de la cour de Bourgogne, à la même époque. Elle retrace la généalogie et les alliances matrimoniales des comtes de Savoie, elle raconte leurs hauts faits d'armes, elle résume leurs grandes œuvres. La *Chronique* invente aussi un récit fondateurs mythique, celui de Bérold de Saxe, soi-disant neveu de l'Empereur Othon III. Répondant aux codes d'alors, l'étranger Bérold de Saxe, homme fort et transgressif aurait eu un fils, Humbert I^{er} aux Blanches mains (dont la mort est attestée en 1048) qui le premier incarne formellement la dynastie des seigneurs de Savoie. Jusqu'au XIX^e siècle, les prouesses de Bérold nourrissent ponctuellement les récits des historiens savoyards. Si, en 1419, Amédée VIII exige que cette *Chronique* soit tenue secrète, au début du XV^e siècle le besoin de communication politique offre l'opportunité d'exhumer la *Chronique* des archives de la Chambre des comptes. Dès lors, de nombreuses copies étendues ou abrégées sont produites. La *Chronique de Savoie* imprègne les textes successifs qu'ils soient des mémoriaux, des annales, ou des chroniques. À ce jour, trente-quatre versions postérieures à la *Chronique* de 1419 ont été recensées par Daniel Chaubet.³

Or, si cette dynamique politique communicationnelle mérite d'être soulignée, d'autres contributions de ce volume (Brero, Cereia) proposent une analyse moins attendue. Par exemple, Thalia Brero montre que les récits de cérémonies qui d'abord constituent de brefs textes manuscrits, produits entre le milieu et la fin du XV^e siècle, s'impriment en centaines de pages entre les années 1530 et 1550. Cette tradition de publicisation des cérémonies n'est pas spécifique à la Savoie: elle est attestée dans de nombreuses cours d'Europe à la même époque. Porteur d'une mémoire cérémonielle utile

3 Daniel Chaubet, *La chronique de Savoie de Cabaret*. Texte intégral, Chambéry 2006.

pour fixer les rites politiques, les préséances, l'ordre de marche des processions, ces récits évoquent des moments clés de changements dynastiques et politiques, les ducs de Savoie ne bénéficiant pas d'un sacre au moment de leur prise de pouvoir. Les récits de baptêmes, les joyeuses entrées et surtout les funérailles fonctionnent comme des marqueurs de continuité dynastique et procèdent d'une sacralisation laïcisée du pouvoir. Les récits de cérémonies constituant un véritable «genre» à la Renaissance au sens où Gianna Pomata le définit, c'est-à-dire qu'ils répondent à une forme textuelle codifiée et standardisée partagée par les auteurs et les lecteurs et dont le contenu est principalement de nature cognitive.⁴ Ainsi des documents atypiques qui n'entrent pas dans les catégories usuelles de «textes historiques» changent de fonction pour fixer la mémoire et l'histoire savoyardes. Un second exemple évoqué par Daniela Cereia s'attarde sur la «chronique de la rébellion de Philippe de Savoie». Cette chronique, au nom trompeur, qui date de la fin du XV^e siècle, a été éditée deux fois au cours du XIX^e siècle par des historiens. L'autrice montre que ce texte, utilisé comme un document historique, est en réalité un mémoire de défense judiciaire qui se réfère à trois procès où Philippe de Savoie fut accusé, dans trois juridictions différentes, de trahison et de rébellion entre 1462 et 1464. En rétablissant la chronologie de ces procès successifs, D. Cereia souligne le rôle singulier de ce texte rédigé à d'autres fins que des fins mémorielles ou historiques. Ainsi, ces documents détournés de leur usage premier servent à écrire l'histoire, questionnant la pertinence de la seule distinction qui est faite parfois en sciences humaines et sociales entre catégories *emic* et *etic*. Surtout, ces deux contributions soulignent la fécondité d'analyses qui s'emploient à débusquer les usages historicisés de documents d'un autre genre ou d'un genre nouveau.

Françoise Briegel, Genève

Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins (Hg.), **Die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, dritter Teil: Die Landschaften und Landstädte. Dritter Band. Die allgemeinen Rechtsquellen des Rheintals, drei Teilbände**, bearbeitet von Werner Kuster, Basel, Schwabe, 2018 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, 14. Abt.), 1417 Seiten.

Für den mit ausgezeichneten Quelleneditionen ohnehin reich gesegneten Kanton St. Gallen steht der Forschung mit den allgemeinen Rechtsquellen des Rheintals nunmehr eine weitere vom Umfang wie vom Inhalt her gewichtige Sammlung zur Verfügung. Das Editionsgebiet umfasst im Wesentlichen das Gebiet der ehemaligen Landvogtei Rheintal – seit 1490 eine gemeine Herrschaft der eidgenössischen Orte – bzw. des 1803 in den Kanton St. Gallen eingegliederten Distrikts Rheintal mit den heutigen politischen Gemeinden Rütli, Oberriet, Eichberg, Altstätten, Marbach, Rebstein, Balgach, Diepoldsau, Widnau, Berneck, Au, St. Margrethen, Rheineck und Thal. Es handelt sich in herrschaftlicher Hinsicht um eine bis zum Übergang an die eidgenössischen Orte kleinräumig gegliederte Landschaft, die trotz rasch wechselnder Verhältnisse von der starken Position des Abts von St. Gallen geprägt war. Zudem geriet sie von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an in den Sog des habsburgisch-eidgenössischen Antagonismus. An Krisenszenarien mangelte es auch später nicht. Sie waren unter anderem Folge der Reformation, die aus dem Rheintal eine gemischt-konfessionelle Region machte.

Werner Kuster führt zunächst kenntnisreich in die allgemeine, die Herrschafts- und Verwaltungsgeschichte der einzelnen Sprengel des Untersuchungsraums ein, schildert in weiterer Folge die Strukturen während der Landvogteizeit, die Zuständigkeiten der Amts-

⁴ Gianna Pomata, *Observation Rising: Birth of an Epistemic Genre, 1500–1650*, in: Lorraine Daston, Elisabeth Lunbeck (éds.), *History of Scientific Observation*, Chicago 2011, pp. 45–80.

träger (Landvogt, Landschreiber, Landvogtsamman, Quartierhauptleute, Scharfrichter, Amtleute für den Rebbau), die lokalen Instanzen und ihr Personal (Ammann, Rat, Richter, Älteste, Gemeindegutsbehörden, Weibel, Hofschreiber, Säckelmeister, Vormundtschaftswesen, Förster und Bannwarte, Weinlaufbehörde, Nachtwache, Gemeindeversammlung, Rhoden), die kirchlichen Verhältnisse und vor allem das Gerichtswesen. Im ersten Teilband finden sich nach den einleitenden Kapiteln, dem Stücke-, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis sowie einer Liste der eidgenössischen Landvögte im Rheintal die mehr als 500 Seiten zählenden Register: Personenregister, Ortsregister sowie das hauptsächlich Quellenbegriffe, aber auch moderne Begriffe bietende Sachregister und Glossar. Sie erschliessen die beiden Quellenteilbände auf mustergültige Weise.

Gemäss den Regularien für die Edition Schweizerischer Rechtsquellen enthalten die beiden weiteren Teilbände zunächst das «traditionelle Verfassungsrecht», aber auch «andere rechtsrelevante Überlieferungen wie Urbare und Rödel, Gerichtsprotokolle, Rechnungsdokumente usw. [...], die für verschiedene aktuelle Richtungen der historischen Forschung von Bedeutung sein können» (S. 48f.). Dementsprechend breit ist das Spektrum der in chronologischer Folge gebotenen Texte. Es reicht von der Kaiserurkunde bis zum Gemeindestierservitut, vom Hofrecht bis zur Fischerordnung, vom Vertrag zwischen den eidgenössischen Orten und dem Abt von St. Gallen über die Hochgerichtsbarkeit zu Kriessern bis zur Bernecker Feuerlöschordnung. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von den Anfängen der Schriftlichkeit bis zum Jahr 1798, dem Ende des Ancien Régime. Quellen ab 1415 werden im Volltext wiedergegeben, ältere sind mit Verweis auf das *Chartularium Sangallense* als Regesten erfasst. Das gilt auch für die vorangestellte Sammlung von Ersterwähnungen und von herrschaftsrelevanten Daten. Die Editionsgrundsätze entsprechen den längst bewährten des Gesamtunternehmens, sie garantieren – zusammen mit der hervorragenden Sachkenntnis des Bearbeiters – die gewohnt hohe Qualität des Produkts.

Für die regionale Geschichtsforschung sind die *Allgemeinen Rechtsquellen des Rheintals* mehr als ein Meilenstein, indem sie auf sehr lange Sicht – dank der Drucklegung quasi mit «Ewigkeitswert» – auf solider Basis einen enormen Fundus an Materialien bieten, die neben der Rechts- und Verfassungsgeschichte insbesondere auch Fragen der Wirtschafts-, der Sozial-, der Alltags- oder der Mentalitätsgeschichte zu beantworten in der Lage sind. So manches Kapitel der Rheintaler Regionalgeschichte wird künftig wohl neu geschrieben werden müssen. Gleichermassen werden vergleichende Studien und die benachbarten Landschaften von der Quellensammlung profitieren. Wenn sich Werner Kuster also von der Weitläufigkeit der Kontakte «über den Rhein von Bregenz bis nach Innsbruck und Wien», aber auch mit den schweizerischen Städten, «aus denen hauptsächlich die ehemaligen politischen, wirtschaftlichen und geistlichen Herren des Rheintals stammten» (S. 41), beindruckt zeigt, kann ihm getrost beigepflichtet werden. Und ganz allgemein gilt für derlei historische Grundlagenforschung, dass es sie ist, der die Geschichtsschreibung durch quellenorientierte Rückbindung die empirische Fundierung, also im Grunde sogar den Status als wissenschaftliche Disziplin verdankt.

Alois Niederstätter, Dornbirn

Ilse Haari-Oberg, *Die Erfindung von Geschichte in der Schweizer Chronistik. An den Beispielen der Trierer Gründungssage und der «Germania» des Tacitus des 16. und 17. Jahrhunderts*, Basel: Schwabe, 2019, 361 Seiten.

Die Geschichtsforschung zu Mythen und Sagen der Schweiz wurde in den vergangenen Jahren durch die Arbeiten der Historiker Guy Marchal, Bernhard Stettler und Roger Sablonier geprägt. Dabei standen hauptsächlich die Gründungserzählungen der Eidgenossenschaft des 14. und 15. Jahrhundert im Zentrum des Interesses.

Die Autorin Ilse Haari-Oberg untersucht in ihrer Studie die Rezeptionsgeschichte zweier «gelehrten Sagen», die bisher von den Geschichtswissenschaften kaum in den Fokus genommen wurden. Die Trebeta-Sage erklärt die Gründung der Stadt Trier, während sich aus der Tuisto-Sage die Herkunft der deutschsprachigen Volksstämme ableiten lässt. Diese beiden Erzählungen, welche im 16. und 17. Jahrhundert im eidgenössischen Raum verbreitet waren, analysiert sie regional vergleichend, indem sie ausgewählte Quellen der Eidgenossenschaft solchen aus Schwaben gegenüberstellt. Haari-Oberg interessiert sich in erster Linie für Fragen nach der Wirkung der beiden Sagen auf das Geschichtsbewusstsein in den beiden Gebieten während des 16. und 17. Jahrhunderts sowie für das methodische Vorgehen der Autoren, welche die Sagen tradierten. Diesem Erkenntnisinteresse geht sie nach der Einleitung in acht Kapiteln nach.

In einem ersten Schritt werden zuerst Ursprung, Inhalt und Rezeption der beiden Sagen thematisiert. Die Gründungssage der Stadt Trier geht bis ins 10. Jahrhundert zurück und findet einen Höhepunkt ihrer Verbreitung während der Burgunderkriege. Die Tuisto-Sage war hingegen bereits dem römischen Politiker und Historiker Tacitus bekannt. Ende des 15. Jahrhunderts gab Annius von Viterbo mit seiner Sammlung antiker Quellen, den sogenannten *Antiquitates*, eine wichtige Quellengrundlage heraus. Darin kommentierte Annius von Viterbo einerseits die Tuisto-Sage selbst und andererseits edierte er einen Text eines gewissen Berosus. Zudem gelang es ihm, Tsuito als Adoptivsohn Noahs darzustellen. Wie die Autorin herausarbeitet, dienten die *Antiquitates* vielen Historikern des 16. und 17. Jahrhunderts als Quellengrundlage. Dank Viterbo konnten sie ihre Chroniken demnach mit der biblischen Figur Noahs beginnen lassen.

In zwei grossen Untersuchungskapitel (Kapitel 5 und 6), widmet sich die Autorin ausführlich rund 40 für die Fragestellung relevanten Werken von 34 Autoren im Zeitraum zwischen 1509 und 1678. Dabei wird jeder untersuchte Autor vorgestellt und Auskunft über «seine Bildung und Konfession, zur Vorlage, literarischen Gattung, zum Auftragegeber sowie zum methodischen Vorgehenden» (S. 88) gegeben. Leider wird die Auswahl der untersuchten Werke weder im sehr kurzen Unterkapitel 1.4 (S. 36 f.) noch im Kapitel 3 (S. 69–78) genauer erörtert.

In Kapitel 7 präsentiert Haari-Oberg die Resultate des Vergleiches. Die eidgenössischen und schwäbischen Autoren erklärten anhand der Tuisto-Sage aus den *Antiquitates* die Gründung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Die Sage diente zudem sowohl in der Eidgenossenschaft als auch in Schwaben zur Rechtfertigung der *Translatio Imperii*. Die Autorin leitet aus den untersuchten Überlieferungen der Trebeta-Sage im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt Zürich plausibel ab, dass es den Autoren vor allem darum ging, Zürichs Stellung innerhalb der Eidgenossenschaft als «Vorort» zu untermauern. Die Reformation änderte an diesem Anspruch nichts. Im Falle von Basel und Solothurn, deren Gründungen ebenfalls im Zusammenhang mit der Sage in Verbindung gebracht worden waren, und manchen Städten Schwabens wurde die Trebeta-Sage hingegen nicht für ähnliche Legitimationsstrategien herangezogen. Dafür stellt Haari-

Oberg fest, dass die Autoren der Eidgenossenschaft und Schwabens die beiden Sagen zu verknüpfen begannen, um linksrheinische Gebiete als germanisch zu charakterisieren und somit deren Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zu erklären. Die Autorin kommt zum Schluss, dass die «Sagenmotive zur Reichsgründung und zur Erweiterung des Reiches in beiden Ländern die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Reich und Kulturkreis ausdrücken» (S. 289).

In Kapitel 8 stellt die Autorin zuerst prosopographische Beobachtungen über die 40 Autoren, deren Werke sowie Auftraggeber an. Danach beschreibt Haari-Oberg ihre Feststellungen zu den Methoden der Chronisten der Frühen Neuzeit. Sie ermittelt, dass Historiker der Frühen Neuzeit stärker als diejenigen des Mittelalters versuchten, Namen von Völkern und Städten etymologisch herzuleiten. Die Autorin kommt zudem zum Schluss, dass die Chronologie das wichtigste Hilfsmittel beim Abfassen von Geschichtswerken in der Frühen Neuzeit war. Dabei zeigt sie, dass den Chronisten zwar ein modernes, wissenschaftliches Verständnis der Quellenkritik fehlte, sie aber dennoch in ihrer Arbeit gewisse Elemente einer modernen Quellenkritik wie beispielsweise die Verifizierung aufgrund des Quellenvergleichs und damit einhergehend das möglichst präzise Datieren von Ereignissen anwendeten. Bezugnehmend auf die Debatte rund um die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung glaubt Haari-Oberg deshalb, dass sich die These, wonach die Entwicklung der Historie zur Wissenschaft von den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert ausgegangen sei, nicht stützen lasse (S. 308). Ob sich allerdings die Methoden der frühneuzeitlichen Chronisten aufgrund einiger gemeinsamer Elemente der Quellenkritik tatsächlich mit der modernen Auffassung von Geschichte als Wissenschaft verbinden lässt, kann kontrovers diskutiert werden.

Insgesamt fällt auf, dass sich die Autorin nicht der neusten Forschungsliteratur bedient hat. Die meisten zitierten Werke sind älter als zwanzig Jahre. Die Beschreibung der Forschung zur Geschichtswissenschaft in der Eidgenossenschaft endet mit der Jubiläumsschrift von 1991 (S. 19). Es ist hingegen der Verdienst der Autorin, dass sich die Geschichtswissenschaft durch ihren Beitrag zum ersten Mal der «seit Beginn des 16. Jahrhunderts in der eidgenössischen Chronistik tradierten Tuisto-Sage» (S. 21) annimmt. Die von Haari-Oberg aufgestellten Thesen (S. 311) und ihre aufgeworfenen Fragen (S. 312–317) sollten daher bei weiteren Untersuchungen zur Geschichte der Geschichtsschreibung in der Frühen Neuzeit reflektiert werden.

Benjamin Ryser, Bern

Maria-Cristina Pitassi, **Jean-Alphonse Turretini (1671–1737). Les temps et la culture intellectuelle d'un théologien éclairé**, Paris: Honoré Champion, 2019, 279 pages.

L'image d'Épinal de Genève au XVIII^e siècle relève les nombreux conflits politiques opposant les citoyens et les bourgeois aux patriciens, tandis que les habitants, les natifs et les sujets de la campagne sont dénués de tout droit politique. Genève évoque aussi tant l'interdiction formelle des manifestations de divertissement de 1732 que la déclaration d'orthodoxie que les pasteurs se sentirent tenus de rédiger en 1758 au lendemain de la publication de l'article «Genève» de l'*Encyclopédie*, dans lequel D'Alembert soulignait leur ouverture dogmatique.

C'est une approche beaucoup plus fine que nous propose Maria-Cristina Pitassi dans cet ouvrage qui rassemble une collection d'articles de sa plume parus séparément entre 1988 et 2009, et édité par ses collègues et ami-e-s de l'Institut d'Histoire de la Réformation en hommage à son impressionnante activité scientifique. Elle nous convie à une histoire

sociale des idées d'après l'exemple de Jean-Alphonse Turretini (1671–1737) qui devint professeur à l'Académie et ministre de l'Église genevoise et autorisa la pratique du culte luthérien en ville.

L'approche biographique de Maria-Cristina Pitassi est très efficace puisqu'elle évite l'écueil du descriptif-narratif. Elle donne toute sa force au genre en associant la trajectoire biographique à l'étude des champs et débats qu'elle traverse; au lieu de décrire préalablement des champs ou des débats (le «contexte») pour y placer ensuite son acteur principal, Pitassi part intelligemment de lui et de ses trajectoires pour décrire les champs et débats dans lesquels il a été amené à s'inscrire. Après avoir rassemblé 5000 lettres (mises à disposition du public au moyen d'une base de données), elle suggère les enjeux intellectuels des réseaux épistolaires de Turretini.

La fin du XVII^e et le début du XVIII^e siècles voient à Genève l'essor d'une nouvelle culture philosophique et religieuse, après la consolidation du protestantisme orthodoxe (l'auteur évite le terme de «confessionnalisation»); «en mal de repères» (p. 17), les pasteurs répugnent à corseter leurs idées dans des ouvrages systématiques. Fils d'un théologien «orthodoxe» renommé et issu d'une famille fortunée, le jeune Turretini est un lecteur averti de Locke et de Leibniz, mais aussi de Descartes. Il lui est en effet évident que seule la philosophie peut étayer l'apologétique, en lui conférant rigueur argumentative et crédibilité rationnelle. Contre Spinoza, ce n'est qu'au début du XVIII^e siècle que la «politique du silence» (p. 50) teintée de curiosité cède la place à la polémique. Derrière Spinoza, ce sont toutefois les nouveaux incroyables qui sont visés – les déistes, panthéistes et matérialistes – dans la *Réfutation du système de Spinoza par Mr. Turretini* dont Pitassi livre une édition critique (p. 63–88). En tant que recteur de l'Académie, de 1701 à 1710, Turretini œuvre à une réforme en profondeur de l'enseignement qui l'amène à entreprendre une réflexion sur le fondement et les limites du savoir. Il veut épurer la théologie de toutes les logomachies dans lesquelles elle s'est enlisée, en misant sur le fait que la modestie et la réduction à l'essentiel permettraient de surmonter les divisions. Si le scepticisme représente certes un danger puisqu'il met en doute la fiabilité de la raison et prive par là la théologie de la possibilité de démontrer l'autorité divine de la Bible et de connaître ce que celle-ci exige du chrétien, les philosophes sceptiques ne sont pas des adversaires directs; Turretini s'en prend plutôt aux catholiques et aux «enthousiastes» (le piétisme et le prophétisme notamment). Encore le théologien, qui s'encombre ici peu de subtilités, légitime-t-il la raison par son origine divine, et non par une analyse de sa nature ou de son fonctionnement: sa réfutation, lorsqu'elle s'articule, n'est que morale.

Après cette première partie sur la place de la philosophie dans la théologie, un ensemble de chapitres traite de Genève comme «lieu» admiré ou dénigré, et des conflits autour de la signature obligatoire du *Consensus helveticus*, en particulier sur les questions de la grâce et de l'intégrité du texte biblique, que Turretini et ses sympathisants, non sans doigté, parviennent à ne plus rendre obligatoire en 1706 et même à l'abolir en 1725. Cet «adoucissement» ne fait néanmoins pas l'unanimité à Genève et encore moins dans le Pays de Vaud. Après Neuchâtel, une vague de réformes de nature liturgique touche à la place et à la langue de la prédication. Avec leur accent posé sur les étroites relations entre théologie naturelle et théologie révélée fondées l'une comme l'autre sur la raison, avec leur recentrement sur la morale au détriment de la dogmatique, et avec leur quête de la «simplicité» de l'Écriture, la théologie et la prédication de Turretini portent la marque de ces quêtes et renouvellements. L'affaiblissement dogmatique qui en découle et les prudents silences sur les articles controversés de la Trinité ou le statut normatif des confessions de

foi notamment, ternissent néanmoins l'aura de Turretini et l'image de Genève dans les communautés réformées étrangères, même si elles sont confrontées aux mêmes défis.

La stature internationale de Turretini s'accroît néanmoins au fil du temps et de la consolidation de son réseau épistolaire: 5000 lettres échangées avec 660 correspondants en tout, entre 1681 et 1737, qui parcourent toutes les préoccupations de la vie pastorale, des enjeux culturels et éducatifs à la production savante, des luttes religieuses et politiques aux alliances circonstancielles, des conseils spirituels aux problèmes matériels quotidiens. La correspondance n'est pas seulement le miroir kaléidoscopique des préoccupations de Turretini. C'est aussi un succédané aux voyages qu'il ne peut plus entreprendre en raison de sa santé défaillante ainsi qu'un laboratoire dans lequel idées, projets de réforme, publications et stratégies ont mûri et les contacts cruciaux ont été noués. Ces lettres tournent notamment autour du problème de la réunification des Églises protestantes, auquel Turretini travaille ardemment entre 1707 et 1727, en multipliant les contacts vers l'Angleterre et la Prusse, avec la bienveillance des autorités académiques et ecclésiastiques de Genève. Turretini va même jusqu'à présenter à ses correspondants anglais l'anglicanisme comme la source d'inspiration des réformes liturgiques genevoises.

L'ouvrage de Maria-Cristina Pitassi séduit au total par la cohérence de son approche, l'ampleur maîtrisée de son érudition, la finesse de ses analyses et l'élégance de sa démonstration. On ne regrette que l'absence d'une conclusion qui aurait permis de systématiser ses résultats factuels et méthodologiques. Indépendamment de ce manque, c'est assurément un ouvrage de référence sur Turretini ainsi que sur la vie religieuse à Genève et plus généralement dans l'Europe du début du XVIII^e siècle.

Claire Gantet, Fribourg

Franziska Hilfiker, *Sea Spots. Perzeption und Repräsentation maritimer Räume im Kontext englischer und niederländischer Explorationen um 1600*, Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 2019, 245 Seiten, 17 Abbildungen.

Franziska Hilfikers Monographie widmet sich der Vernetzung von sogenannten «Sea Spots» sowie deren bildlichen und textuellen Konstruktion in englischen und niederländischen Publikationen, die im Rahmen von zwischen 1570 und 1620 unternommenen Explorationen entstanden. «Sea Spots» seien, so die Autorin, «maritime, geographisch lokalisierbare Orte unterschiedlicher Qualitäten [...], welche im Kontext der europäischen Expansion und kolonialen Konkurrenz [...] besondere Präsenz und Wichtigkeit erlangten, indem sie intensiv gesucht, be- und erfahren, in verschiedenen Medien verzeichnet und verhandelt wurden und so zu maritimen Bedeutungsräumen avancierten» (S. 36).

Die Studie, die das Ergebnis einer 2015 an der Universität Basel verteidigten Dissertation ist, knüpft in ihrer methodologischen und theoretischen Herangehensweise an den *oceanic turn* innerhalb der Raumgeschichte an, nimmt aber zugleich Impulse der Literaturwissenschaft auf, die sich mit der Repräsentation von Meeren und Seeräumen auseinandergesetzt hat. Ausgangspunkt der Untersuchung dieser «Sea Spots» ist die Annahme, dass Meere in Analogie zu terrestrischen Orten keine homogenen Räume sind, die bloss als Zirkulations- und Transportfläche dienen. Ziel der Studie ist es, zu untersuchen, wie «Sea Spots» einerseits ein komplexes Bild der Meere konstituierten und andererseits wie sie zur Projektionsfläche von Identitätsbildern sowie mediale Orte der kolonialen Konkurrenz werden konnten.

Mit Blick auf dieses Ziel ist die Monographie in sechs Kapitel und einem Fazit gegliedert. Kapitel eins führt in das Thema ein, bietet einen Überblick über den Forschungsstand und stellt die Hauptthesen sowie die verwendeten Quellen vor. In Kapitel zwei wird die Lage der beiden maritimen Mächte Grossbritannien und die Niederlande gegen Ende des 16. Jahrhunderts kurz beschrieben sowie die unterschiedlichen Explorationen, aus welchen das verwendete Quellenkorpus hervorging, kursorisch geschildert. Kapitel drei fokussiert auf die Weltumsegelungen und deren Darstellung in unterschiedlichen Karten. Die Umsegelungen werden als in den Karten – und in den dazu passenden Texten – hinterlassene «Spuren» betrachtet (S. 86f.), die eine (vor allem bildliche) Domestizierung des Meeres als kontrollierbaren Raum zu versprechen schienen (S. 87, 97f.). Kapitel vier wirft den Blick auf die «Wahrnehmung und Darstellung von Küsten verschiedener pazifischer Inseln», die als «semimaritime Übergangsräume» verstanden werden (S. 100f.). Als Gebiete zwischen Land und Meer tauchten die pazifischen Insellitorale in Reiseberichten und Bildern wiederholt als Orte der Begegnung zwischen Europäern und Indigenen auf. Sie wurden dadurch zu Räumen, in die Alterität eingeschrieben und in denen europäische Superioritätsansprüche verhandelt wurden. Das problematische Ein- und Aussteigen in bzw. aus den europäischen Schiffen sowie die fehlenden Schwimmkenntnisse vieler Matrosen standen in offenem Kontrast zu der Geschwindigkeit der insularen «Canoas» und den Tauch- und Schwimmfähigkeiten der lokalen Bevölkerung, die von den Europäern negativ als «amphibische Wesen» (Kap. 4.3., S. 113–123) dargestellt wurde. Kapitel fünf reflektiert über die Bedeutung von Meeresspassagen als Konkurrenzorte zwischen europäischen Mächten – sowohl vor Ort als auch auf dem Papier. Am Beispiel der Magellanstrasse wird aufgezeigt, dass die Rivalitäten nicht nur zwischen europäischen Mächten, sondern auch innerhalb eines Königreiches (den Niederlanden), vor Ort sowie in der bildlichen und textuellen Darstellung von Meeresspassagen ausgefochten wurden. Kapitel sechs legt den Fokus auf die Explorationen, die eine nordwestliche Passage zwischen Europa und Asien suchten. Die unterschiedlichen Unternehmen fanden zwar keinen Seeweg nach Asien, doch halfen sie mit, die Arktische See als einen besonderen «Sea Spot» zu konstruieren: Es handelte sich um gefrorenes Meer mit einer «beweglichen Geographie» (S. 177), das frei vom Einfluss (bzw. der drohenden Einflussnahme) der iberischen Mächte war und auf das folglich die eigene kollektive (nationale) Identität projiziert werden konnte (S. 198–202). Die arktische See konnte sich sogar vom «Weg zu einem Ort» (S. 178) wandeln: Die Vermutung, man könnte im arktischen Erz Gold finden, liess den englischen Hof für eine kurze Zeit von einem «frozen eldorado» träumen (S. 179–184). Zuletzt rundet Kapitel sieben das Buch ab, indem es die Hauptinhalte eines jeden Kapitels zusammenfasst und diese mit den in der Einleitung aufgestellten Thesen verbindet – leider aber nicht in der erwünschten Tiefe diskutiert.

Diese fehlende Diskussion ist eine der Schwächen des Bandes, der das Potenzial des Themas erkannt, aber nicht vollkommen ausgeschöpft hat. So wird der zentrale Einfluss der iberischen Mächte auf die Konstruktion von «Sea Spots» in Kapitel zwei nur ungenügend thematisiert und auch im Laufe des Buches nicht im Detail diskutiert. Vergleiche mit (vor allem) spanischen Texten oder Fällen kommen zwar in Kapitel drei, vier und fünf vor, doch wird der Einfluss des iberischen kartographischen Diskurses nur auf Seite 85 explizit erwähnt. Sodann werden englischen und niederländischen Beispiele nur undifferenziert behandelt. Die Unterschiede zwischen den Mächten werden im zweiten Kapitel zwar grob geschildert, jedoch wird danach nicht mehr auf sie eingegangen. Dies vermittelt dem Leser den Eindruck, es sei egal, ob die untersuchte Exploration sowie ihren veröf-

fentlichten Ergebnissen von englischer oder niederländischer Seite stammten. Die Entscheidung, sich nicht allein auf Texte zu konzentrieren, sondern die begleitenden Karten und bildlichen Darstellungen der Explorationen in der Analyse zu integrieren, ist sehr zu begrüßen. Es ist für den Leser aufgrund der unzureichenden Grösse der abgedruckten Bilder allerdings oftmals schwierig, die Details zu erkennen, die im Text diskutiert werden. Dieser Abstrich, der vermutlich mit Kostenüberlegungen zu begründen ist, überschattet allerdings nicht das ansprechende Layout. Überhaupt weist die Monographie einen guten Lesefluss auf und stellt Themen zur Diskussion, die bisher in der deutschsprachigen Forschung nur geringe Aufmerksamkeit erhalten haben.

Enrique Corredera Nilsson, Bern

Nadine Amsler, **Jesuits and Matriarchs. Domestic Worship in Early Modern China**, Seattle: University of Washington Press, 2018, 272 pages, 15 black and white illustrations, 2 maps.

Gender relations were important for stabilising power in both European and Chinese cultures in the early modern period, Nadine Amsler argues, thus it is logical that they would play a significant role in shaping how European missions operated in China. Yet gender has rarely featured as an analytic lens in the scholarship of Jesuit activities to date, particularly for the seventeenth-century experience of the mission that is Amsler's focus here. Amsler argues that the domestic sphere has been absent from consideration as space for the Society's engagement, obscuring not only Jesuit contact with women and ideas about appropriate femininities, but also a range of interactions with men and masculinities. Her work rightly highlights how significantly Chinese Catholicism was shaped by dynamic female religious sociabilities and practices and by the agency of literati masculinity.

Her first four chapters examine how Jesuits situated themselves as men in Chinese society and the consequences of their adopting the sartorial and social presentations of the literati. Enclosing women of the gentry in the domestic space, under male supervision, was familiar to European men. Thus, Jesuits accepted pathways to such women through male household authorities, in private oratories and women-only churches, and adapted sacramental rituals to avoid physical contact (a point of contention in the rites controversy that emerged in the 1640s). Other problematic elements, however, could not be easily reconciled, not least of which was Jesuits' own celibacy in a Confucian culture that prioritised the continuance of the patriline. Likewise, Jesuit proposals that men of letters renounce their concubines proved largely unsuccessful.

The next two chapters explore how Jesuits considered women's engagement with the Catholic faith. Amsler highlights how Jesuits emphasised prayers and rituals that responded to the necessity of producing a son for the patriline and did little to encourage local alignments between the Virgin Mary and Guanyin. As leaders of domestic faith communities, Amsler argues, women of the gentry were not passive recipients of Jesuit evangelisation but were actively making a version of Catholicism that suited them, based on pre-existing local models of homosocial spiritual practices. Women thus led female congregations in prayer, dream interpretation, and charitable activities, and were engaged in creating opportunities for conversion of non-Catholic friends and relatives. Amsler's work highlights how mission activity and the role of missionaries themselves look rather different when women are the focus of analysis.

In the final part of her study, Amsler studies individual women's experiences. She explores how women converted and maintained faith in Catholic and mixed marriages. Candida Xu in Shanghai may be the best-known female convert, thanks to Philippe Couplet's 1688 biography. Amsler shows how she formed part of a wider familial network of women who extended Catholicism through their marriages, and of converted non-Catholic brides who married into the family. Mothers-in-law who were tolerant of the new faith were important in maintaining Catholic identities among brides, but so too were letters sustaining Xu religious sorority. As mothers, women provided initial religious training to children, and an influential son certainly proved key to Candida Xu's ability to disseminate Catholicism to new regions during her widowhood.

A further chapter explores two female communities established for chaste widows and virgins in Hangzhou and Nanjing, unusual both in terms of Confucian ideals and the wider Jesuit experience of the seventeenth century. The clear driver of both 'convents' was a wealthy widow, Agnes Yang; neither group substantially outlived her. Yang drew upon a form of female domestic labour, raw silk production, to support the women, a pattern that can also be seen in the following chapter in which Amsler analyses how women drew upon highly-valued female skillsets such as embroidery and textile production to participate in the Jesuit missions. These material contributions to Catholic spiritual life reflected decorative and symbolic motifs of both Catholic and Chinese cultural traditions. It is to be lamented that the work includes relatively few and small illustrations in black and white of these fascinating pieces. Women's labour, their jewels, and monetary contributions that allowed new congregations to form and spread the Jesuit mission across the country highlight, Amsler argues, how women as well as men were fully engaged in establishing the Catholic Church in early modern China.

Beautifully written, and in a refreshingly straightforward style, Amsler's study is grounded in an analysis of a wide range of European-authored texts, from annual letters to Chinese-language works produced to convey Catholic beliefs to local readers. She is careful to detail the contexts for these works, from the hybrid literary tradition and genres that are the source for Jesuits' Chinese texts to the strategic nature of the accounts of the mission delivered to Rome and to potential Catholic donors in Europe.

I am sorry that the book's cover designers did not do more with a wonderful woodblock print of a thoroughly Sinitified Annunciation scene of Mary embroidering in her gentry studio from João de la Rocha's *Rules for Reciting the Rosary* (1619), which Amsler discusses in the text. But don't judge a book by its cover: this modest-looking paperback constitutes an exciting new contribution to Jesuit studies.

Susan Broomhall, Perth

Andreas Würigler, *Die Tagsatzung der Eidgenossen. Politik, Kommunikation und Symbolik einer repräsentativen Institution im europäischen Kontext (1470–1798)*, Ependorf / Neckar: bibliotheca academica, 2013 (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 19), 717 Seiten, 23 Grafiken und Tabellen, 19 Abbildungen.

In der klassischen Schweizer Nationalgeschichte hatte die frühneuzeitliche Tagsatzung keinen besonders guten Ruf. Gemessen am Modell moderner parlamentarischer Volksvertretungen erschienen die in unterschiedlicher Frequenz stattfindenden Versammlungen einer variierenden Anzahl von Vertretern der Orte und ihrer Zugewandten vor allem als defizitär. Weder folgte der Ablauf der Tagsatzungen einer schriftlich fixierten Satzung, noch hatten sie wirklich verbindliche Entscheidungskompetenzen; von Staatlich-

keit kaum eine Spur. Dass die gemeineidgenössischen Tagsatzungen nach einer Hochphase im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert immer seltener stattfanden, passte zudem ins Meisternarrativ eines nach dem Bruch der Reformation «erstarrten» Bundeslebens, das erst mit der Gründung des modernen Bundesstaats revitalisiert worden sei. Mit seinem gewichtigen, auf eine Habilitationsschrift zurückgehenden Werk legt Andreas Würzler eine Neuinterpretation zur Tagsatzung vor, die sich von diesen hergebrachten Narrativen deutlich abhebt. Bereits in der Einleitung macht der Autor klar, dass die eidgenössische Tagsatzung in der Frühen Neuzeit keineswegs in der politischen Bedeutungslosigkeit verschwand. Vielmehr erlangte und behauptete sie eine «zentrale Bedeutung als Integrationsfaktor für die Orte und als symbolische Verkörperung der Eidgenossenschaft» (S. 21).

Als Tagsatzung definiert der Autor pragmatisch eine Versammlung, an der Vertreter von mindestens drei Orten (unterschiedlicher Konfession) über mehrere Geschäfte berieten; «gemeineidgenössisch» war die Tagsatzung, wenn die Einladung an alle vollberechtigten Orte ging (S. 20, S. 172 f.). Würzler grenzt sie damit von anderen Versammlungsformen wie bilateralen Treffen, Konferenzen zur Verwaltung Gemeiner Herrschaften oder konfessionellen Konferenzen ab, die jedoch allesamt ebenfalls im Blick der Analyse bleiben. Die Studie ist «umfassend und polyperspektivisch» (S. 85) angelegt, was sich auch in der Gliederung spiegelt: Auf einen ersten Teil, der eine quantitativ-systematische Analyse der Akteure und Aktivitäten der Tagsatzung beinhaltet, folgt ein noch umfangreicherer zweiter Teil zu Formen der Kommunikation, Soziabilität und Symbolisierung. Im dritten Teil werden schliesslich die Aussenwahrnehmungen der Tagsatzung untersucht und die Institution einer europäisch-vergleichenden Analyse unterzogen. Zahlreiche Tabellen, Grafiken und kommentierte Bildquellen sowie ein detailliertes Personen-, Orts- und Sachregister bieten nicht nur Orientierung, sondern unterstreichen auch den Status als Nachschlagewerk.

Bereits der erste Teil der Studie ist dermassen dicht an Information, dass er sich in diesem Rahmen nicht sinnvoll zusammenfassen lässt. Aufbauend auf einer quantitativen Analyse der «Amtlichen Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede» – deren Ausgewert hinlänglich problematisiert wird – gelingt es dem Autor, empirisch belastbare Aussagen zu den Teilnehmern, Frequenzen und Themen der Tagsatzungen zu machen. Unter anderen kann er dabei nachweisen, dass die Häufigkeit der Tagsatzungen im Verlauf der Frühen Neuzeit zwar abnahm, dafür aber die Dauer und die Menge der behandelten Traktanden stiegen. Dieser Befund relativiert die These des zunehmenden Bedeutungsverlusts der Tagsatzungen ab dem 16. Jahrhundert. Eine inhaltliche Typologisierung der Geschäfte im Zeitraum von 1470 bis 1600 zeigt, dass die Tagsatzung nicht primär eine Institution der Gesetzgebung war (diese machte lediglich 3,85% des Outputs aus, S. 223), sondern vielmehr ein Forum für die Mediation, Koordination und Kommunikation zwischen den Orten sowie eine bevorzugte Bühne für den diplomatischen Verkehr mit fremden Mächten.

Im zweiten und dritten Teil der Studie werden anhand einer systematischen Auswertung einer Vielzahl von weiteren Quellen – von handschriftlichen Relationen über Wappenscheiben und Bilderchroniken bis zu gedruckten Staats- und Reisebeschreibungen – die Abläufe, Funktionen und Wahrnehmungen der Tagsatzung anschaulich und detailreich vor Augen geführt. Dabei macht der Autor unter anderem deutlich, dass die seit der Reformation ausgebliebenen Bundesbeschworungen durch den an der Tagsatzung vorgebrachten «eidgenössischen Gruss» symbolisch-performativ kompensiert wurden. Die damit verbundene Aufwertung der Tagsatzung war – so liesse sich darüberhinausgehend

deuten – trotz des wiederholt geäußerten Bedauerns über die wechselseitige Eidverweigerung wohl durchaus im Sinne der hier präsenten Eliten: Nicht mehr Bürger oder Landsleute konstituierten mit ihrem Schwur den helvetischen Körper, sondern die periodisch zusammentretenden Vertreter souveräner Republiken.

Angesichts der weiten Thematik und des bereits erheblichen Umfangs scheint es wenig angemessen, dem Werk eine mangelnde Berücksichtigung einzelner Quellengattungen oder die ungleiche Gewichtung der Jahrhunderte anzulasten; künftige Forschungen mögen die wachsende Bedeutung des zwischenörtlichen Schriftverkehrs stärker beleuchten oder das Bild der Tagsatzung im späten 17. und 18. Jahrhundert weiter nuancieren. Insgesamt steht die Studie beispielhaft für einen in den letzten beiden Jahrzehnten erfolgten Paradigmenwechsel in der Erforschung der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft, der geprägt war von einer stärker europäisch-vergleichenden Perspektive sowie einer sozial- und kulturgeschichtlichen Zugangsweise. Dass damit das Funktionieren des *Corpus helveticum* weit besser beschrieben werden kann als in einer von der Norm des modernen Nationalstaats ausgehenden Optik, zeigt das Werk von Andreas Würzler eindrücklich auf. Erst nachdem die vormoderne Institution in ihrer Eigenlogik erfasst ist, kann man sich schliesslich auch zur Pointe vorwagen, dass manche Elemente der Tagsatzung im Schweizer Ständerat fortlebten – und sie zur «wohl langlebigsten repräsentativen Institution der Weltgeschichte» machten (S. 15; vgl. S. 617). Zweifellos liegt mit der Studie nicht nur auf absehbare Zeit das Standardwerk zur Tagsatzung der Eidgenossen vor, sondern auch ein Steinbruch für alle künftigen Forschungen zur politischen Kultur der frühneuzeitlichen Schweiz.

Nadir Weber, Bern

Anne-Lise Head-König, Luigi Lorenzetti, Martin Stuber, Rahel Wunderli (Hg.), **Kollektive Weiden und Wälder. Ökonomie, Partizipation, Nachhaltigkeit**, Zürich: Chronos, 2019 (Geschichte der Alpen 2019, Bd. 24), 296 Seiten.

Die Artikel des vorliegenden Sammelbandes gehen aus einer Tagung hervor, die 2018 in Altdorf stattfand und sich den transdisziplinären Austausch über kollektiv genutzte Ressourcen im Alpenraum zum Ziel setzte.⁵ Die Tagung und der Sammelband sind vor einem spezifischen forschungsgeschichtlichen Hintergrund zu verstehen: Die ältere Forschung zu kollektiven Gütern war insbesondere im deutschsprachigen Raum vom Interesse an der Agrarmodernisierung im 18. und 19. Jahrhundert getragen und widmete sich deshalb vornehmlich den Allmenden im Flachland, die im 19. Jahrhundert zu grossen Teilen privatisiert wurden. Die Arbeiten Elinor Ostroms⁶ rückten jedoch die Frage nach den Gründen für die Persistenz von Gemeingütern vermehrt in den Blick der Forschung, und damit auch den Alpenraum, wo die kollektive Bewirtschaftung von Alpen und Wäldern bis in die Gegenwart praktiziert wird. Mit dem vorliegenden Band soll zu einer vermehrten Beschäftigung mit diesen alpinen Gemeingütern angeregt und die Gründe und Bedingungen für ihren Fortbestand vom Mittelalter bis in die Gegenwart beleuchtet werden.

In konzeptioneller Hinsicht stehen drei Aspekte kollektiver Ressourcenverwaltung im Zentrum des Bandes, nämlich Partizipation, Ökonomie und Nachhaltigkeit. Die Auto-

⁵ Kollektive Weiden und Wälder. Ökonomie, Partizipation, Nachhaltigkeit (Altdorf, 8.–9. Juni 2018).

⁶ Elinor Ostrom, *Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action*, Cambridge 1990.

ren beleuchten anhand von verschiedenen Untersuchungsgebieten aus dem schweizerischen, österreichischen, französischen und italienischen Alpenraum, wie kollektive Körperschaften⁷ im Laufe der Jahrhunderte zwischen diesen drei Prinzipien ein Gleichgewicht austarieren. Das Nebeneinander von verschiedenen Regionalstudien, die jeweils ähnliche Fragestellungen behandeln, fordert dem Leser einiges an Konzentrationsvermögen ab – gleichzeitig liegt darin aber auch eine zentrale Stärke des Bandes. Durch den direkten Vergleich der Entwicklung verschiedener Regionen werden interessante Parallelen und Analogien, aber auch Divergenzen erkennbar. Einige der Verbindungslinien seien im Folgenden nachgezeichnet.

Wie die Trias von Ökonomie, Partizipation und Nachhaltigkeit nahelegt, verfolgten unterschiedliche Akteure und Institutionen multiple sowie teilweise antagonistische Interessen bei der Nutzung kollektiver Ressourcen. Die widerstreitenden Ansprüche zwischen Korporationen untereinander, zwischen Korporationen und Territorialherren und zwischen Gruppen innerhalb der Nutzungsverbände führten im Spätmittelalter zur Abgrenzung sowie schriftlichen Fixierung von Nutzungsrechten. So zeigt Fabrice Mouthon am Beispiel der französischen Alpen, wie Pfarrgemeinden zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert in zähen Aushandlungsprozessen mit ihren Territorialherren auf eine rechtliche Legitimierung ihrer Ansprüche drangen. Im Tirol zog der Antagonismus zwischen Nutzungsverbänden und Territorialherr die Unterteilung der Wälder in «*gemaine*» Wälder, die den Bauern zur Deckung ihres Holzbedarfs zur Verfügung standen, und «*Amtswälder*», deren Holz für die landesfürstlichen Bergwerke und Salinen verwendet wurde, nach sich (Gerhard Siegl). Zwei weitere Faktoren, die den Druck auf die Ressourcen erhöhten und damit als eigentliche Katalysatoren für Regulierungsprozesse wirkten, waren die verstärkte Exportorientierung der Landwirtschaft seit dem Spätmittelalter und das im 16. Jahrhundert verstärkt einsetzende Bevölkerungswachstum. In der Ostschweiz führte die Intensivierung der Viehwirtschaft zu einem erhöhten Bedarf an Weideflächen und damit zu Interessenkonflikten zwischen verschiedenen Korporationen, was die Festlegung von Grenzen und die Entstehung erster Alpsatzungen nötig machte (Stefan Sonderegger). Um die Ressourcen in Zeiten des Bevölkerungswachstums vor Übernutzung zu schützen, wurde auch der Ressourcenzugang im Innern der Nutzungsverbände immer stärker reguliert. Anne-Lise Head-König beschreibt verschiedene im Alpenraum angewandte Regulierungssysteme, die zumeist mit dem Ausschluss gewisser sozialer Gruppen von der Nutzung einhergingen und damit ökonomische Ungleichheiten vertieften. Die Einbindung einer Region in überregionale Handelsnetzwerke konnte ähnliche Effekte zeitigen: So gelang es einzelnen Familien in den italienischen Ostalpen, die Kontrolle über einen Teil der Waldressourcen zu erlangen und durch ihre Beteiligung am Holzhandel mit Venedig eine Vorrangstellung in ihren Dörfern einzunehmen (Giacomo Bonan, Claudio Lorenzini).

Schliesslich geht aus zahlreichen Beiträgen hervor, dass die jüngere Geschichte der Commons-Institutionen massgeblich von der Entstehung des demokratisch verfassten Nationalstaats und der Modernisierung der Landwirtschaft geprägt war. Agrarmodernisierung und aufklärerisches Gleichheitsdenken übten einen starken Legitimierungsdruck auf die Commons-Institutionen aus, was vielerorts und insbesondere im Flachland zur Privatisierung kollektiv genutzter Flächen führte. Diesen Prozess zeichnet Elisabeth

⁷ Gemeint sind Institutionen, die kollektive Ressourcen (z. B. Weiden und Wälder) besitzen und verwalten. Dafür werden im Folgenden die Begriffe «Korporation», «Kollektivkörperschaft», «Commons-Institution» oder «Nutzungsverband» synonym verwendet.

Johann für die Nationalparkregion Hohe Tauern in Oberkärnten nach. Die dortigen Nutzungsverbände erfuhren durch die Ablösung von Feudallasten und Servituten sowie mehrere die Gemeindeorganisation betreffende Reformen im 19. Jahrhundert eine tiefgreifende Umgestaltung, im Zuge derer viel Land privatisiert wurde. Die Entwicklung in der Schweiz war gemäss den Autoren Rahel Wunderli, Karina Liechti, Martin Stuber und François-Xavier Viallon davon geprägt, dass die staatlichen Behörden die Kollektivkörperschaften und ihre Aufgaben anerkannten und diese mittels verschiedener Strategien in das staatliche Behördenarrangement integrierten. Wichtige Initianten und Vermittler einer staatlichen Forst- und Alppolitik stellten Vereine wie der Schweizerische Forstverein oder der Schweizerische Alpwirtschaftliche Verein dar. Wie sich das Zusammenspiel von Expertenwissen der Vereinsmitglieder und Erfahrungswissen der Nutzer genau gestaltete, wird im Artikel von Martin Schaffner untersucht. Der Artikel von Sandro Guzzi-Heeb, der dazu anregt, die religiöse Infrastruktur der Tessiner *vicinati* analog zu Weiden und Wäldern als Kollektivgut zu betrachten und der Artikel von Daniel Schläppi, der eine Meta-Perspektive auf die Commons-Forschung einnimmt, runden den Hauptteil des Bandes ab. In einem als «Forum» bezeichneten zweiten Teil schliessen zwei Artikel an, die sich mit der Bedeutung der Genferseeregion für den Alpentourismus (Jordan Girardin) und mit der Entstehung einer spezifischen Vorstellung von Berglandschaft im 18. und 19. Jahrhundert (Antonio de Rossi) beschäftigen.

Durch die grosse Vielfalt an Regionalstudien, die der Band in sich vereint, wird das von den Herausgebern formulierte Ziel, die Existenzbedingungen und Adaptationsprozesse alpiner Korporationen bis in die Gegenwart zu beleuchten, mehr als erfüllt. Es zeigt sich, dass nicht nur institutionelle Faktoren für deren Langlebigkeit verantwortlich waren, sondern auch externe Faktoren, wie die Agrarpolitik eines Staates oder topographische Merkmale, etwa die hohen und steilen Lagen, die einer Produktivitätssteigerung durch Privatisierung Grenzen setzten. Nicht zuletzt war die zumindest partielle Abwehr von inneren und äusseren Ansprüchen und die Beschränkung ökonomischer Aktivitäten mit kollektiven Ressourcen für deren Fortbestehen unabdingbar. Oder mit anderen Worten: Nachhaltigkeit war nur zulasten von Ökonomie und Partizipation zu erreichen. Die Lektüre ist auf jeden Fall nicht nur für Fachkreise, sondern für ein breites Publikum lohnenswert. Die Artikel verfügen über einen hohen Informationsgehalt sowie eine klare Struktur und warten mit schlüssigen und problemorientierten Analysen auf. Die Zusammenschau von Forschungsarbeiten, die zu einzelnen Regionen geleistet wurden, erlaubt eine Synthese bisheriger Erkenntnisse und eröffnet neue Perspektiven. Dadurch bietet der Band auf knappem Raum einen reichen und faszinierenden Einblick in die Geschichte kollektiver Körperschaften im Alpenraum. Für den Leser entsteht ein lebhaftes Bild der wechselvollen Geschichte alpiner Commons, die trotz ihrer institutionellen Robustheit mehrfach in ihrer Existenz bedroht waren und die auch in der Gegenwart angesichts einer zunehmenden Globalisierung ökonomischer Strukturen vor zahlreichen Herausforderungen stehen.

Salome Egloff, Wettingen

Paola Vismara, *L'Église et l'argent à l'époque moderne*, Lyon: LARHRA, 2019 (Chrétiens et Sociétés. Documents et Mémoires, vol. 34), 213 pages.

Disparue en 2015, Paola Vismara, Professeure d'histoire de l'Église à l'Università degli Studi de Milan et spécialiste de l'époque moderne, avait consacré une partie de ses

travaux au prêt à intérêt. Sur cette question, elle avait notamment publié un gros ouvrage⁸ et un second, plus synthétique, dans une collection destinée aux étudiants.⁹ C'est ce dernier titre que quelques-uns des nombreux amis français de Paola Vismara, avec l'appui du Laboratoire de recherche historique Rhône-Alpes, ont décidé d'offrir au lectorat francophone pour rendre hommage à leur collègue. Introduit par un rappel de l'œuvre considérable de Paola Vismara par Frédéric Meyer (Université de Savoie) et un avant-propos de Stefano Simiz (Université de Lorraine), à qui l'on doit aussi la traduction, le livre inclut également une bibliographie de l'auteure. Et on ne peut que se réjouir que soit ainsi élargie l'audience d'un ouvrage qui, en un nombre de pages contenu, propose un parfait aperçu des grandes lignes des positions – plus diverses qu'on ne le croit ordinairement – adoptées par l'Église catholique sur l'argent et le prêt à l'époque moderne.

Paola Vismara a fait preuve dans ce livre d'un remarquable talent pédagogique. Il s'ouvre par une double mise au point, sur le nouveau défi que représente l'essor des échanges au début de l'époque moderne et sur un rappel de la conception de l'argent et du prêt au sein du christianisme: la perception d'un intérêt pour un prêt y est jugée illégitime, du point de vue de la loi naturelle, comme de la loi divine et ecclésiastique. Tout le livre s'emploie ensuite à montrer comment cette interdiction est discutée et revue au cours de la période considérée, non selon une évolution linéaire, mais au gré d'un rapport de force entre courants théologiques qui l'emportent tour à tour au fil du temps. Pour conduire cette analyse sont évidemment utilisés les traités des figures marquantes du débat ou de leurs épigones, mais aussi les archives du Saint-Office qui montrent combien la question est matière à clivages jusqu'au sein de la curie romaine. Par ailleurs, au-delà de ses aspects proprement doctrinaux, cette question concerne aussi directement les fidèles, dont il importe de guider les comportements; aussi l'analyse du discours pastoral n'est-elle pas négligée non plus dans le livre, qui présente d'éclairants aperçus sur la prédication et les catéchismes.

Le parcours que propose Paola Vismara, largement chronologique dans sa trame générale, s'attache d'abord à l'influence de l'humanisme chrétien et de sa vision optimiste du monde terrestre. Ce courant, dominant jusqu'au milieu du XVII^e siècle, assure le triomphe d'une théologie probabiliste qui légitime une opinion morale dès lors qu'elle est rationnellement fondée. Dans ce cadre, qui ne remet pas en cause l'idée que l'argent n'est pas productif en soi, la perception d'un intérêt pour un prêt trouve des justifications, notamment sur la base des «titres extrinsèques», tels le manque à gagner (*lucrum cessans*) et le risque de perte (*damnum emergens*), qui sont plus facilement admis; bien plus, leur liste s'élargit. L'argent en vient à être considéré comme une marchandise, dont on attend un revenu, et une distinction s'esquisse entre le prêt et l'usure. Pour illustrer cette ouverture, le livre s'arrête particulièrement sur la figure du jésuite Leonardus Lessius, familier du monde des marchands d'Anvers et fin connaisseur des ressorts psychologiques à l'œuvre dans les transactions commerciales. Mais le climat change fondamentalement au milieu du siècle avec la vague rigoriste (dont le jansénisme est une composante) qui submerge l'Église pendant plusieurs décennies. L'année 1656 semble marquer un tournant: Pascal publie alors les *Provinciales* qui ridiculisent les casuistes, et les Frères prêcheurs rompent pour leur part avec le probabilisme. Dans la vision pessimiste qui l'emporte, la raison est discréditée car défailante, et l'Homme ne peut s'affranchir du

8 Paola Vismara, *Oltre l'usura. La Chiesa moderna e il prestito a interesse*, Rubbettino 2004.

9 Paola Vismara, *Questioni di interesse. La Chiesa e il denaro in età moderna*, Milan 2009.

péché qui influence tous ses choix. Autant dire que le prêt à intérêt est fermement condamné par cette théologie qui s'impose à Rome même, saisie de «raidissement rigoriste», notamment sous Innocent XI. Toutefois, cette orientation se trouve remise en cause au siècle suivant, ne serait-ce que parce que le front rigoriste se fracture sur la question du prêt, entre intransigeants français et modérés hollandais. En Italie, où les conflits sont particulièrement vifs, Scipione Maffei s'emploie à déplacer le débat du domaine de la doctrine à celui de la pratique; il revendique en ces matières une compétence des laïcs, capables de se prononcer en conscience; il souligne encore que, dans un prêt, les deux contractants tirent un avantage. Les deux partis espèrent peser sur Benoît XIV dont l'encyclique *Vix pervenit* (1745), empreinte de volonté d'apaisement, ne donnera finalement satisfaction ni aux uns ni aux autres. La période se clôt toutefois avec un avantage pour les courants les plus ouverts qui manifestent une confiance dans la liberté de jugement de l'Homme et considèrent qu'un intérêt modéré est légitime.

Le livre montre ainsi qu'on ne saurait considérer qu'il existe une doctrine intangible sur le prêt à intérêt au sein du catholicisme moderne. La question constitue au contraire un terrain privilégié d'affrontements entre les courants de la théologie morale. Et, par son constant attachement à la contextualisation des positions exprimées, comme par l'équilibre de ses analyses (qui ne masque pas toutefois que ses sympathies personnelles ne vont pas du côté des rigoristes), Paola Vismara a signé là un véritable livre d'histoire.

Bernard Dompnier, Clermont-Ferrand

Martin Lengwiler, Nigel Penn, Patrick Harries (Hg.), **Science, Africa and Europe. Processing Information and Creating Knowledge**, New York: Routledge, 2019 (Routledge Studies in Science, Technology and Science), 260 Seiten.

Die elf Aufsätze des vorliegenden Sammelbands, herausgegeben von drei renommierten Vertretern der afrikanischen und europäischen Geschichte, erlauben über einen Untersuchungszeitraum vom 18. bis ins 20. Jahrhundert zahlreiche neue Einblicke in die wissenschaftliche Erschließung afrikanischer Lebenswelten durch westliche Forscher (und einige ausgewählte Forscherinnen). Diese Erschließung – das ist die Leitthese, die sich durch die Beiträge zieht – fand stets in einem Spannungsfeld zwischen Europa und Afrika statt, wobei die Kontinente sowohl als reale Orte als auch als geistige Heimat verschiedener Wissenschaftstraditionen und -systeme fungierten. Obwohl die imperialen Entstehungszusammenhänge, die Afrika zum Untersuchungsobjekt und «lebendigem Labor» (Tilley) westlicher Wissenschaft machten, in allen Fallbeispielen ausführlich erklärt werden, tritt doch in der Gesamtschau eher die Vielseitigkeit der Forschenden in den Vordergrund. Universalgelehrte, Sammler*innen und Forschungsreisende vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert handelten oft aus zutiefst persönlichen Motiven, waren zur Finanzierung ihrer Vorhaben jedoch auf Handelsnetzwerke und koloniale Expansion angewiesen. Das zeigt die Geschichte des deutschen Universalgelehrten Peter Kolb sowie seiner Aufzeichnungen über Natur und Menschen in der Kapkolonie, die Nigel Penn und Adrien Delmas in ihrem Beitrag nachvollziehen. Kolonialstädte, Handelsposten und Missionsstationen fungierten als Knotenpunkte in globalen Netzwerken, in denen sich Waren, Ideen und Menschen bewegten. Als solche wurden sie oft auch zum Ausgangspunkt wissenschaftlicher Studien. Expeditionen zu Forschungszwecken wiederum wurden im Lauf des 19. Jahrhunderts als Karriereschritt für Wissenschaftler*innen immer wichtiger, wie der Beitrag von Sandra Näf-Gloor über den Naturforscher Hinrich Lichtenstein illustriert.

Der Kontext, in dem wissenschaftliche Praxis stattfand, war also das Ergebnis kontingenter äusserer Umstände sowie persönlicher Interessenskonflikte. Das zeigt etwa die Entstehungsgeschichte von Thomas Edwards Bowdichs *Mission from Cape Coast to Ashantee* (1819), mit der sich der Aufsatz von Sonia Abun-Nasr beschäftigt: Bowdich hatte umständehalber die Leitung einer diplomatischen Mission im Königreich Ashanti übernommen und kam so überhaupt erst in die Lage, seine umfangreiche Darstellung des westafrikanischen Königreichs zu verfassen. Als ebenso repräsentativ kann die Lebensgeschichte der Schweizer Ärztin Louise Jilek-Aal angesehen werden. Marcel Dreier beschreibt in seinem Beitrag, wie sie 1960 durch ihre Tätigkeit als Missionsärztin mit einer in Tanganjika scheinbar endemischen Form der Epilepsie in Berührung kam, deren Erforschung sie über lange Jahre begleiten sollte.

Ausserdem wurden seit dem 18. Jahrhundert auch gezielt die Dokumentation sowie die Sammlung von Pflanzen-, Tier- und menschlichen Objekten in Auftrag gegeben. Der rasch anwachsende europäische und nordamerikanische Markt für «exotische» Objekte beförderte den destruktiven Charakter des wissenschaftlichen Sammelns. Objekte wurden mit immer gewaltsameren Methoden aus bestehenden gesellschaftlichen Zusammenhängen gerissen. Das zeigt sich etwa in der Beziehung zwischen Hinrich von Lichtenstein, dem Direktor des Berliner Zoologischen Museums von 1813 bis 1857, und dem in der Kapkolonie ansässigen deutschen Jäger und Sammler Ludwig Krebs, die Patrick Grogan in seinem Aufsatz näher beleuchtet. Als weiteres eindrückliches Beispiel mag der systematische Aufbau des Züricher Botanischen Gartens durch Hans Schinz gelten, den dieser im Anschluss an seine Forschungsreisen nach Südwest-Afrika in der 1880er Jahren in Angriff nahm.

Indem ein möglichst weit gefasster Begriff von Wissenschaft verwendet wird, ist es den Autor*innen des Bands möglich, eine Vielzahl von Themen zu diskutieren. Nicht nur naturwissenschaftliche Sammlungen, sondern auch ethnographische, archäologische, medizinische und ökonomische Studien werden darin vorgestellt. Die Herausgeber sehen ihren Band durchaus als kritischen Beitrag zur Rolle westlicher Wissenschaft in der afrikanischen Geschichte. Gleichzeitig nehmen sie jedoch auch eine differenzierte Position gegenüber solchen Stimmen ein, die im Zuge einer Dekolonisierung der Wissenschaften ältere wissenschaftliche Erkenntnisse über Afrika rundheraus ablehnen. Eine solche Kritik liesse sich auch an den Beiträgen des vorliegenden Bands üben, in dem afrikanische Stimmen und afrikanisches Wissen jenseits des schriftlichen Expertenwissens nicht vorkommen. Zwar finden lokale Akteure gelegentliche Erwähnung, aber es findet keine vergleichende Gegenüberstellung der Wissensproduktion von afrikanischen und nicht-afrikanischen Akteuren statt.¹⁰ Die Wissenschaft, die Gegenstand der hier versammelten Beiträge ist, bleibt westlichen (oder zumindest westlich ausgebildeten) Akteuren vorbehalten, die auf den afrikanischen Kontinent kommen: Naturforschern, Ärzt*innen, Ökonomen oder den Nachkommen weisser Siedler in Südafrika. Über die lokalen Akteure erfahren wir nur, was sich aus «gegen den Strich» gelesenen Quellen ergibt. Die Herausgeber plädieren für eine zweigeteilte Betrachtung wissenschaftlicher Wissensproduktion: innerhalb und ausserhalb der Labor- und Studienräume westlicher Universitäten. So zeigen sie – durchaus überzeugend – dass nicht-akademisches, lokales Wissen nicht *per se* negiert wurde, sondern häufig erst in dem Moment, in dem es für ein bestimmtes Publikum aufgeschrieben werden sollte. Die Rezeption durch wissenschaftliche Fachkolleg*in-

10 Solch einen Versuch unternimmt der Sammelband Hana Horáková, Katerina Weřkman (Hg.), *Knowledge Production in and on Africa*, Wien 2016.

nen und eine immer breitere gebildete bürgerliche Schicht in Europa trug dazu bei, dass die Dokumentation afrikanischer Pflanzen- und Tierarten, Landschaften und Gesellschaften in eine einseitige, objektivierende Erzählung mündete. Dennoch hätte das Argument, wonach Wissenschaft in Europa und Afrika nach grundsätzlich anderen Regeln funktionieren, eine ausführlichere Diskussion verdient. Ist Wissenschaft wertneutral und objektiv? Die Antwort auf diese Grundsatzfrage, die beim Lesen immer mitschwingt, bleibt uns der vorliegende Band schuldig.

So liegt auch die Überlegung nahe, dass dieser Band nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in den Disziplinen Gehör finden sollte, die hier im Mittelpunkt stehen. Gesundheit und Krankheit etwa sind einerseits vielschichtige Diskurse, andererseits werden sie zunehmend im Rahmen der internationalen, wissenschaftlichen Standardisierung verhandelt. Die dabei zwangsläufig entstehenden Kollisionen mit lokalen Erkenntnissen und Kontexten können dazu führen, dass selbst die vielversprechendsten Innovationen verhindert werden, wie die von Lukas Meier untersuchte Geschichte des in Kolumbien entwickelten, in Tansania und Gambia getesteten und letztlich nicht zugelassenen Malaria-Impfstoffes SPF66 zeigt. So beschreibt der Beitrag von Heinrich Hartmann eindrücklich, wie dem Begriff der Tropenmedizin bis heute ausgrenzende und rassistische Vorstellungen inhärent sind. Die empirische Grundlage der modernen Lebenswissenschaften ist die Taxonomie – ein Vorgang, durch den auch die aussereuropäische Welt in europäischen Begriffen dokumentiert wurde. Die Benennung von Tier- und Pflanzenarten ist diesen Disziplinen fest eingeschrieben und muss kritisch neu bewertet werden – auch darum geht es, wenn heute vielfach die Rede davon ist, Wissen und Wissenschaft zu «dekolonisieren». Auch die Neubewertung, und nicht nur eine Erweiterung und Umsortierung, von musealen Sammlungen der Vor- und Frühgeschichte ist hierfür entscheidend. Gerade die Archäologie als Wissenschaft muss den Mut haben, radikal in Frage zu stellen, ob sie ihren Anspruch, die angeblich weissen Ursprünge der Zivilisation zu belegen, jemals gänzlich aufgegeben hat. Dazu findet sich einiges im Aufsatz von Tanja Hammel über die Entdeckung von Steinkeilen im Südafrika des frühen 20. Jahrhunderts. Doch alle Versuche, die epistemischen Grundlagen wissenschaftlicher Disziplinen umzuschreiben, erweisen sich bis heute als schwierig. Durch dieselbe universalistische Sprache, die eine koloniale Vereinnahmung und Deutungshoheit über Afrika beanspruchte, konnte Wissenschaft auch zu einem Werkzeug im Kampf gegen Kolonialismus und Unterdrückung werden. Auch die politischen und intellektuellen Eliten im postkolonialen Afrika haben sich der Wissenschaft bedient, um ihre Positionen in Staat und Gesellschaft zu sichern. Das gilt insbesondere für das von Daniel Speich-Chassé angeführte Beispiel der Makroökonomie.

Die Herausgeber und Autor*innen dieses Bands argumentieren immer wieder überzeugend dafür, dass es nicht allein darum gehen kann, wie Wissenschaft zum politischen Werkzeug wurde. Stattdessen legen sie den Fokus darauf, wie unhinterfragt viele Konzepte und Kategorien mit kolonialem Hintergrund in der Wissenschaft noch immer sind. Der Sammelband ist deshalb als wichtiger wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag zu einer hochaktuellen Dekolonisierungsdebatte zu verstehen, der durch seine lehrreichen Fallstudien auch für die allgemeinere europäische, afrikanische und Globalgeschichte lesenswert ist.

Marie Huber, Berlin

Flavio Eichmann, *Krieg und Revolution in der Karibik. Die Kleinen Antillen, 1789–1815*, Berlin / Boston: De Gruyter / Oldenbourg, 2019 (Pariser Historische Studien, Bd. 112), 554 Seiten, 7 Karten.

Mit seiner zweifach preisgekrönten Berner Dissertation zu den Revolutionskriegen auf den Kleinen Antillen leistet Flavio Eichmann einen gewichtigen wie überzeugenden Beitrag zu vier florierenden Forschungsfeldern: zur Geschichte des *Age of Revolutions*, das die Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr zuerst in Frankreich verortet; zur *Atlantic History*, die gerade die Karibik als Interaktionsraum mit kaum zu überschätzenden Eigenlogiken herausstellt; zur Geschichte des Krieges, der in der Karibik zwischen 1793 und 1815 zu quasi ununterbrochenen Mobilisierungen unterschiedlichster Akteure führte; und schliesslich zur Geschichte der Abschaffung und Wiedereinführung der kolonialen Sklaverei.

Neben seiner militärhistorischen Expertise macht Eichmanns sozialhistorische Kompetenz, mit der er die sozialen, politischen, nationalen und ethnischen Konfliktlinien der Revolutionskriege in der Karibik analysiert, dieses Buch zu einer historiografischen Bereicherung. Souverän arbeitet er die mannigfaltigen Konfliktlinien zwischen den Kleinen Antillen und der Metropole in ihren regionalen Verflechtungen, vor allem mit Saint-Domingue / Haiti, aber auch Frankreich, Grossbritannien, den USA und den kleineren Kolonialmächten, heraus und setzt einen wichtigen Akzent gegenüber dem auf Saint-Domingue fokussierten *Haitian turn*. Somit macht seine Studie eindrücklich den Forschungsbedarf zu den Kleinen Antillen deutlich, um zugleich diese Lücke, zumal in der deutschsprachigen Literatur, breit aus französischen und britischen Archiven schöpfend substanziiell zu füllen. Treffsicher dekonstruiert Eichmann die Eigenlogiken der anglophonen, haitizentrierten Historiografie sowie die bisweilen zu nationaler Revolutionsemphase neigende französische Geschichtsschreibung.

Das Buch untergliedert sich in drei Teile: Der erste reicht vom Beginn der Revolution 1789 als Konflikt über politische Mitsprache und Freihandel über die Emanzipationsbestrebungen und Sklavenaufstände, zu denen es nach dem «Dammbruch» (S. 504) in Saint-Domingue auch auf den Kleinen Antillen kam, bis zum Ausbruch des Krieges und den ersten Offensiven des imperialen Rivalen Grossbritannien. Der zweite Teil setzt bei der Abschaffung der Sklaverei durch den Pariser Nationalkonvent 1794 an und folgt den kolonialen Konflikten bis zur Wiedereinführung der Sklaverei durch Napoleon Bonaparte 1802. Der dritte Teil widmet sich von der Wiederaufnahme des Krieges gegen Grossbritannien bis zur bourbonischen Restauration dem weitgehend vernachlässigten Feld der napoleonischen Kolonialpolitik. Die chronologische Darstellung in 14 Kapiteln, die regionale Schwerpunkte zu Guadeloupe, Martinique und den kleineren Inseln setzen, verlangt dem Leser angesichts der Kombination von Ereignisdichte, Akteursfülle, transatlantischer Mobilität und lokalen Besonderheiten einiges an Konzentration ab. Im Gegenzug wird die Lektüre mit einer Fülle von differenzierten Einsichten zum Kriegsverlauf, den divergierenden Loyalitäten von *grands* und *petits blancs*, *gens de couleur*, (ehemaligen) Sklaven, Emigranten und indigenen Kariben, zu Freihandel und Verschuldung, Arbeitskräftemangel und Zwangsarbeit, Seekrieg und Kaperei sowie Desertion, Krankheit und Tod belohnt. Auch zum franko-amerikanischen *Quasi-War*, zur Vorgeschichte der Schlacht von Trafalgar oder den kolonialen Netzwerken der Kaiserin Joséphine steuert Eichmann neue Erkenntnisse bei. In der Gesamtschau stellen diese Befunde die Kontingenz des langen Krieges ebenso heraus wie die permanente Überforderung des aus der französischen Metropole auf die Kleinen Antillen entsandten Militär- und Verwaltungspersonals. Ledig-

lich die Rolle der exilierten Bourbonen gegenüber den mehrheitlich royalistisch orientierten Pflanzern kommt in diesem Zusammenhang etwas zu kurz.

Über dieses regionale Panorama hinaus sind es drei Neuinterpretationen, mit denen Eichmann etablierte Narrative zur Revolution in der Karibik, und hier vor allem zum Problemfeld der Sklaverei, hinterfragt. Es bleibt zu wünschen, dass diese Thesen auch über eine deutschsprachige Leserschaft hinaus neue Debatten anstossen mögen.

Erstens wendet sich Eichmann überzeugend gegen die gerade von der französischen Forschung immer wieder angeführten ideologischen Beweggründe für das Emanzipationsdekret des Pariser Nationalkonvents 1794. Statt aus dem Universalismus der Menschenrechte heraus interpretiert er die Abschaffung der Sklaverei als integralen Bestandteil der kolonialen Gewaltgeschichte: Als «zynisches Herrschaftsinstrument» (S. 505) sollte sie Frankreich aussenpolitische Vorteile auf dem europäischen Kriegsschauplatz verschaffen und zugleich die Ressourcen der konkurrierenden Briten und Spanier zur Verteidigung ihrer eigenen Kolonien in der Karibik binden. Weiterhin zielte die Emanzipation mit Blick auf die Kleinen Antillen weniger auf die Lebensumstände der afrokaribischen Bevölkerung als auf die Bestrafung der «konterrevolutionären» Eliten und die Zurückdrängung der britischen Invasoren mithilfe «befreiter» und dann sofort zwangsrekrutierter oder zur Zwangsarbeit verpflichteter Sklaven. Emanzipation und Terror gingen in der republikanischen Kolonialpolitik Hand in Hand; die Kleinen Antillen blieben auch ohne formale Sklaverei ein weitgehend rechtsloser Raum.

Zweitens verortet Eichmann – anknüpfend an jüngere reversionistische Arbeiten, aber auch hier mit eigenen Akzenten – die Wiedereinführung der Sklaverei auf den Kleinen Antillen durch Napoleon Bonaparte 1802 im Lichte des kurzfristigen Friedensschlusses mit Grossbritannien, der nach dem französischen Erwerb Louisianas der bonapartistischen Imperialpolitik ein koloniales Möglichkeitsfenster eröffnete. Die Entscheidung markierte aber ebenso ein innenpolitisches Versöhnungsangebot an die royalistische Pflanzeropposition in Paris. Angesichts der Herrschaftserosion der Kolonialmacht ging es somit um die Wiederherstellung metropolitaner Autorität und Kontrolle.

Drittens schaffte Napoleon während seiner kurzzeitigen Rückkehr aus dem Exil 1815 symbolträchtig den Sklavenhandel (nicht aber die Sklaverei) in den französischen Kolonien ab. Eichmann erklärt diese überraschende Wendung nicht mit innenpolitischen Zugeständnissen an liberale Kräfte oder als aussenpolitisches Signal an Grossbritannien, sondern wiederum aus der lokalen Situation der Karibik: Indem Napoleon das 1804 unabhängig gewordene Haiti aufgab, glaubte er, im Restimperium dadurch wieder Fuss fassen zu können, dass er die britischen und spanischen imperialen Konkurrenten unter Druck setzte, auf die Loyalität der farbigen Kolonialbewohner durch Statusverbesserungen setzte und zugleich die weissen Pflanzler nicht verprellte.

Insgesamt liefert der Band damit einen wichtigen kontextualisierenden Kommentar zur umfänglichen Haiti-Literatur. Eine explizitere Vergleichsperspektive, zumal im Fazit, hätte dies noch etwas stärker herausstellen können. Der Originalität dieses neuen Referenzwerks tut dies indes keinen Abbruch: Eichmanns Studie erhebt die Kleinen Antillen von einer vermeintlichen Peripherie zu einem der zentralen Schauplätze der revolutionären Karibik.

Friedemann Pestel, Freiburg i. Br.

Nicolai Hannig, **Kalkulierte Gefahren. Naturkatastrophen und Vorsorge seit 1800**, Göttingen: Wallstein Verlag, 2019, 654 Seiten, 75 Abbildungen.

Die Natur gilt es zu schützen – darin besteht weitgehend Einigkeit. Der Blick zurück zeigt, dass dieses Ziel noch nicht allzu lange vorherrscht. «Die historisch dominante Haltung gegenüber der Natur war die der Vorsorge», meint Nicolai Hannig. «Eher kämpfte man gegen sie und nutzte sie aus, als dass man sie zu schützen versuchte» (S. 13). Der Wandel im Umgang mit Naturgefahren in den letzten 250 Jahren ist Thema von Hannigs Studie, die auf seiner Münchner Habilitationsschrift beruht. Der Autor untersucht, wie Menschen Naturgefahren zu verhindern, vorzubeugen und sich zu schützen versuchten – also mit und zum Teil auch von der Naturgefahr lebten. Dabei wählt er eine breite Perspektive: Die Studie behandelt nicht nur die baulichen Präventionsmassnahmen und die Versicherungen, sondern thematisiert etwa auch die Erfindung neuer wissenschaftlicher Disziplinen, missglückte Versuche der Wetterbeeinflussung oder die Katastrophenbegeisterung in Medien und Kunst. Hannig analysiert und kombiniert damit mehrere Aspekte der Vorsorge vor Naturgefahren, die bislang nur im Einzelnen oder gar nicht erforscht wurden.

Räumlich stehen Deutschland und die Schweiz im Fokus, wobei aber davon ausgehend immer wieder auch andere Regionen und die globale Entwicklung angesprochen werden. Der Untersuchungszeitraum umfasst das späte 18. Jahrhundert bis zu den 1980er-Jahren. Das Werk gliedert sich chronologisch in drei Teile, die jeweils nach dem zentralen Charakteristikum des Umgangs mit Naturgefahren benannt sind: «Gefahren verhindern» im 19. Jahrhundert, «Gefahren berechnen» um die Jahrhundertwende und «Gefahren vermeiden» im 20. Jahrhundert.

Als Ausgangspunkt wählt der Autor das Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755, das wichtige Folgen für die Prävention und Vorsorge hatte, etwa durch das neue Interesse der Geologie für das Thema. Ab dem späten 18. Jahrhundert entwickelte sich eine neue Strategie im Umgang mit Naturgefahren: die Prävention. Schon bald wurde sie zum Allheilmittel. Mit dem Vorhaben, Naturgefahren gänzlich zu verhindern, wurden ganze Flusssysteme tiefgreifend umgestaltet. Die Anlage dieser Verteidigungslandschaften sollte sowohl Sicherheit schaffen als auch die Lebensbedingungen verbessern und diente jeweils auch der staatlichen Legitimation. Hannig arbeitet in diesem ersten Teil heraus, wie sich im 19. Jahrhundert eine umfassende Sicherheits- und Vorsorgepolitik ausbildete und kommt zum Schluss, dass vieles dafürspricht, dass die Präventionspolitik gegenüber Naturgefahren nicht nur der Vorläufer, sondern Begründer des modernen Vorsorgestaats war.

Der zweite Teil behandelt die Jahrzehnte zwischen 1880 und 1920, in welchen immer deutlicher wurde, dass die Sicherheitsversprechen der Präventionsprojekte nicht vollständig erfüllt werden konnten. Die Vorsorgemassnahmen gerieten in die Kritik. Zusätzlich zur technischen Prävention trat nun die finanziell kompensatorische Prävention verstärkt auf die Bühne: Die Versicherungen arbeiteten nach einem zögerlichen Beginn entschlossen daran, ihr Handlungsfeld auf die Naturgefahren auszudehnen. Gerade die grossen Rückversicherer Schweizer Rück und Münchener Rück engagierten sich in diesem schwierigen Feld. Damit Kalkulationen möglich wurden, benötigten die Versicherungen eine gute Datenbasis, für deren Erarbeitung sie sich einsetzten. Bereits ab den 1920er-Jahren galten viele Naturgefahren dank diesen Anstrengungen als versicherbar.

In der Zeit der 1920er- bis 1980er-Jahre, die im dritten Teil des Buches behandelt wird, wandelte sich die Wahrnehmung und der Umgang mit Naturgefahren erneut. Die

Prävention geriet endgültig in die Krise, zumal deutlich wurde, dass die technischen Massnahmen sogar schädliche Auswirkungen haben konnten – beispielsweise erhöhten Talsperren manchmal die Hochwassergefahr flussabwärts. Anstatt die Naturgefahren zu verhindern, sollte sich das Leben der Menschen der Gefahrensituation anpassen. Die Steigerung der Resilienz wurde deshalb zum Ziel. Intensiv mit dem Thema beschäftigte sich die sozialwissenschaftliche Katastrophenforschung. Die Vorsorge gegenüber Naturgefahren wurde insgesamt breiter und vielfältiger. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert wurde die Gefahrenabwehr immer mehr auch mit dem Umweltschutz verknüpft und der Umgang mit Naturgefahren gelangte in den Bereich der globalen Verantwortung. In dieser spannenden Zeit, die geprägt war von einer Zunahme der Schäden und der Frage nach der Ursache, endet die Studie. Vorsorge und Prävention setzen seither, wie in Einleitung kurz angetönt wird, auf computerbasierte Klimamodelle und Simulationen.

Das Buch zeigt auf, wie die Vorsorge seit dem 18. Jahrhundert einem Wandel unterworfen war und verschiedene Konjunkturen durchlebte. Die Entwicklung war allerdings keineswegs linear, was der Autor ausgezeichnet herausarbeitet. Stets gab es auch Kritiker und ein Nebeneinander verschiedener Zugänge. Nicht nur zeitlich, sondern auch thematisch spannt Hannig einen grossen Bogen. Die Verknüpfung der verschiedenen Vorsorgemassnahmen und Akteure mit ihren jeweiligen Erwartungen erweist sich als äusserst gewinnbringend. Der Autor zeigt etwa auf, dass die Versicherer trotz einer gewissen Widersprüchlichkeit ein grosses Interesse an der technischen Prävention hatten, da es für sie in erster Linie ein Gewinn an Planungssicherheit bedeutete. Insgesamt sorgte der Mensch ab 1800 immer weniger allein für seinen Schutz vor der Natur und übergab die Verantwortung immer mehr staatlichen Behörden, wissenschaftlichen Instanzen oder privatwirtschaftlichen Unternehmen.

Hannigs sehr gut lesbare Studie bietet Einblick in verschiedene Bereiche wie Wissenschaft, Technik, Kultur und den Alltag und macht deutlich, wie sich das Sicherheitsverständnis veränderte und wie die Vorsorge vor Naturgefahren den gesellschaftlichen Wandel prägte. Das Buch deckt viele spannende Verflechtungen und übergreifende Trends auf, wodurch es nicht nur ein Muss für ein Spezialpublikum, sondern auch für eine breite Leserschaft sehr empfehlenswert ist.

Melanie Salvisberg, Bern

Lea Haller, Transithandel. Geld und Warenströme im globalen Kapitalismus, Berlin: Suhrkamp, 2019, 512 Seiten.

Die Schweiz ist eine der wichtigsten Drehscheiben des internationalen Rohstoffhandels. Gemäss neuesten Berechnungen werden zwischen 40% und 60% des weltweit gehandelten Rohöls, Kaffees, Zuckers oder Weizens durch Unternehmen umgesetzt, die ihren Hauptsitz in der Schweiz haben. Diese erstaunliche Tatsache ist zum einen eine Folge davon, dass sich nach dem Ende des Kalten Krieges zahlreiche ausländische Handelshäuser in der Schweiz niederliessen. Dies nicht zuletzt aufgrund der handfesten Steuervorteile, welche Kantone wie Genf oder Zug den ausländischen – meist russischen und amerikanischen – Firmen zu gewähren bereit waren. Zum anderen geht die Geschichte des schweizerischen Transithandels zurück auf das 19. Jahrhundert, als Schweizer Handelshäuser wie André, Volkart, Siber Hegner, Diethelm, die Basler Handelsgesellschaft oder Paul Reinhart zu festen Grössen im internationalen Rohstoffgeschäft wurden.

Die Entwicklung des schweizerischen Transithandels – also von Handelsgeschäften, die zwar von der Schweiz aus organisiert wurden, ohne dass die physischen Waren not-

wendigerweise die Schweiz passierten – schildert Lea Haller, in ihrer Studie *Transithandel*. Die Autorin möchte dabei nicht erklären, «wieso die Schweiz so reich geworden ist», sondern sie thematisiert die Rolle von Handelshäusern als unverzichtbare Intermediäre eines «grenzüberschreitenden Kapitalismus, der das hervorgebracht hat, was man seit etwa 1900 ‹Weltwirtschaft› nennt» (S. 39 f.).

Lea Haller erzählt diese Geschichte in zehn Kapiteln. Im einleitenden ersten Kapitel wird auf die Dialektik von politischen und wirtschaftlichen Räumen verwiesen: Staaten spielten zwar eine wichtige Rolle für die Entstehung von Märkten, indem sie die rechtlichen Rahmenbedingungen festhielten oder – im Fall des Imperialismus – fremde Märkte mit Gewalt öffneten. Die konkreten Wirtschaftsbeziehungen waren jedoch in der Hand von privaten Unternehmern, deren Interessen häufig nicht deckungsgleich waren mit denen staatlicher Bürokratien. Kapitel zwei schildert die Entwicklung der Handelsgeschäfte in der Frühen Neuzeit, in der Schweizer Kaufleute sich in allen möglichen Geschäftsfeldern betätigten – vom Handel mit Uhren, Baumwolltüchern oder Kaffee bis hin zum transatlantischen Sklavenhandel – und erläutert anschliessend die Veränderungen im Zeitalter der Industrialisierung, in der sich Handelsfirmen zunehmend auf bestimmte Rohstoffe spezialisierten. Das dritte Kapitel beschreibt die Tätigkeit von Schweizer Handelshäusern in asiatischen und afrikanischen Ländern, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts durch europäische Grossmächte kolonisiert wurden. Dies belegt einmal mehr, wie sehr die Schweiz in die koloniale Weltordnung eingebunden war, obwohl sie selber keine Kolonien besass. Kapitel vier beschäftigt sich mit den «Techniken der Globalisierung», also der Bedeutung von Versicherungen, Terminmärkten und bargeldlosem Zahlungsverkehr für das internationale Handelsgeschäft. Anschliessend folgt im fünften Kapitel ein Abriss über die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges, während dem der kosmopolitisch ausgerichtete Kapitalismus mehr und mehr durch die Zuordnung einzelner wirtschaftlicher Akteure zu bestimmten Nationen ersetzt wurde. Kapitel sechs und sieben schildern die Schwierigkeiten der Transithändler in der Zwischenkriegszeit. Diese schlossen sich 1933 zu einem Verband zusammen, um im Zeitalter der Clearingabkommen bei der schweizerischen Regierung für die Anliegen der Handelshäuser lobbyieren zu können. Kapitel acht beleuchtet die Entwicklung des Welthandels in der Nachkriegszeit. Kapitel neun erläutert einerseits, welche Schwierigkeiten die mangelhafte Erfassung von grenzüberschreitenden Handelsgeschäften in der nationalen Statistik für die wirtschaftshistorische Untersuchung dieses Geschäftszweiges bietet, und argumentiert andererseits im Anschluss an die Neue Institutionenökonomie, dass Handelshäuser eine wichtige Funktion für die Entstehung von Märkten hatten, indem sie Informations- und Transaktionskosten reduzierten. Im zehnten Kapitel, dem Thema angemessen mit «Inventur und Bilanz» überschrieben, wird unter anderem festgehalten, dass die Nation nicht nur als Grundlage, sondern auch als Folge von transnationalen Austauschbeziehungen zu interpretieren sei.

Lea Haller hat ein äusserst lesbares Buch geschrieben, in dem erstmals in voller Breite dargestellt wird, wie die Schweiz zu einer Drehscheibe für den internationalen Warenhandel wurde. Geschickt wird geschildert, welche Auswirkungen technische Innovationen und die Veränderungen in der internationalen Politik auf die diffizilen Handelsgeschäfte hatten, und wie die betreffenden Firmen auf diese Herausforderungen reagierten. Der Fokus auf die Schweiz ist dabei einerseits eine Stärke der Studie, da es diese Beschränkung erlaubt, die äusserst komplexe Geschichte des Welthandels als stringente Geschichte zu erzählen. Andererseits hat dieser Helvetozentrismus auch seine Tücken: Abgesehen von

zweieinhalb Seiten, auf denen die Autorin die Bedeutung von chinesischen Compradoren und indischen Brokern für die Geschäftstätigkeit in Asien hervorhebt, wird der Eindruck vermittelt, die Schweizer Handelshäuser hätten sämtliche Transaktionen auf den internationalen Warenmärkten in Alleinregie von ihren Schreibtischen in Winterthur, Zürich oder Genf aus durchführen können. Die Netzwerkstruktur des internationalen Handels und die unverzichtbare Kooperation mit Zwischenhändlern, Investoren und Agenten auf den verschiedenen Kontinenten gerät dabei ebenso aus dem Blick wie der kosmopolitische Charakter von global tätigen kapitalistischen Eliten.

Problematischer ist allerdings der Umgang mit dem Forschungsstand, ein Umstand, der auch schon in früheren Rezensionen angemerkt wurde.¹¹ Vieles, was die Autorin vorstellt, ist bereits aus anderen Publikationen bekannt. Auf die Funktion von Handelshäusern, Informations- und Vertrauenslücken im Welthandel zu schliessen und damit Transaktionskosten zu reduzieren, haben etwa Mark Casson und Geoffrey Jones bereits vor längerem hingewiesen. Die Rolle von imperialer Gewalt für die Entstehung globaler Märkte wurde von Sven Beckert in seinem *King Cotton* ausgiebig erörtert. Und die Geschichte von Schweizer Handelshäusern war in den letzten Jahren das Thema von Untersuchungen von Béatrice Veyrassat, Sébastien Guex, Andrea Franc, Christof Dejung, Andreas Zangger, Heinrich Christ und Matthieu Leimgruber. Lea Haller kennt all diese Studien, zitiert sie ausgiebig in den Fussnoten und führt sie auch in der Bibliographie an. Es ist deshalb äusserst befremdlich, dass sie in der Einleitung mit keinem einzigen Wort erwähnt werden. Stattdessen ist dort zu lesen: «Über den globalen Transithandel wissen wir so gut wie nichts. Das ist insbesondere für die Wirtschaftsgeschichte der Schweiz, wo der Transithandel seit 150 Jahren zu den grossen Wirtschaftszweigen gehört, bemerkenswert. Wenn der Schweizer Handel untersucht wurde, dann als Aussenhandel.» Über andere Formen der internationalen Wirtschaftsverflechtung gebe es dagegen «kaum historische Untersuchungen.» Das einzige Werk, in dem die Geschichte des schweizerischen Transithandels bis heute thematisiert worden sei, sei die Studie *Der schweizerische Grosshandel in Geschichte und Gegenwart*, die von Isaak Iselin, Herbert Lüthy und Walter Schiess im Jahr 1943 publiziert wurde (S. 26). Und im Klappentext wird behauptet, mit der vorliegenden Studie werde «erstmal eine detaillierte Geschichte des Transithandels» vorgelegt. Angesichts der inzwischen beachtlichen Menge an Forschungsliteratur zur Geschichte des schweizerischen Transithandels ist eine solche Behauptung doch eher merkwürdig.

In gewisser Weise könnte man Lea Hallers Studie als klug arrangierte Sekundäranalyse der existierenden Forschungsliteratur bezeichnen, deren Befunde, ergänzt um eigene Quellenstudien, in einen grösseren Kontext gerückt werden. Das ist nicht wenig. Angesichts der aktuellen Umwälzungen im Welthandel ist das Thema des Buches hochaktuell und man kann ihm nur eine grosse Zahl an Leserinnen und Lesern wünschen. Es wäre jedoch wünschbar gewesen, wenn die Autorin sich expliziter in der aktuellen Forschungslandschaft verortet und darauf hingewiesen hätte, wo sie auf bestehenden Studien aufbaut, und wo und in welcher Hinsicht sie allenfalls in Widerspruch zu diesen steht und neue Wege einschlägt.

Christof Dejung, Bern

¹¹ Friedrich Lenger, Transithandel, helvetisch, auf www.soziopolis.de/lesen/buecher/artikel/transithandel-helvetisch/ (21.7.2020).

Peter Lehmann, *Die Umdeutung der Neutralität. Eine politische Ideengeschichte der Eidgenossenschaft vor und nach 1815*, Basel: Schwabe, 2020, 378 Seiten.

Das Neutralitätsthema ist offensichtlich noch nicht ausgeschöpft. Das heisst, das bereits ausgiebig erörterte Thema kann mit neuer Thematisierung abermals angegangen und dabei können dem alten Gegenstand neue Einsichten abgerungen werden. Peter Lehmann ist in seiner Lausanner Dissertation der Frage nachgegangen, warum nach 1815 die eidgenössische Neutralität als wichtig erachtet wurde, obwohl sie in den Jahren zuvor von Frankreich (1798) und von der antinapoleonischen Koalition (1813) nicht respektiert worden war. Die vorliegende Studie sieht in dem vom Genfer Diplomaten und Agrarreformer Charles Pictet de Rochemont 1821 veröffentlichte Traktat «De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe» ein Schlüsseldokument für die Beantwortung dieser Frage. Äusserer Anlass für Pictets Schrift war der in Frankreich geäusserte Anspruch, die Schweiz weiterhin als Operationsgebiet beanspruchen zu können. Dem wurde das Konzept entgegengehalten, dass die Schweiz als kräftiger Pufferstaat die französische Ostgrenze genügend schütze. An Pictets Schrift lasse sich gemäss Lehmann eine «Umdeutung» der Neutralität aufzeigen, wonach an Stelle der noch 1777 eingegangenen vertraglichen Bindung an Frankreich nach 1815 eine eigenständige Position im Konzert der Mächte getreten sei. Dabei sei es bezüglich Europa zu einer Kombination von Abgrenzung und Integration gekommen.

Das darf als weitgehend bekannt eingestuft werden. Wenig neu dürfte auch die Erkenntnis sein, dass die Entwicklung eines rigoroseren Neutralitätsverständnisses die Funktion hatte, im damals einsetzenden Prozess des neuzeitlichen *nation building* den Souveränitätsanspruch zu unterstreichen. Neu ist hingegen der in dieser Arbeit sichtbar gemachte doppelte Zusammenhang erstens zwischen den aufklärerischen Reformideen des 18. Jahrhunderts und den unterschiedlichen liberalen Strömungen der Jahre nach 1815 sowie zweitens zwischen der äusseren Stellung des Landes und der internen Reform. Ein zentrales Postulat war die bereits vor 1798 in der *Helvetischen Gesellschaft* und nach 1815 erneut geforderte Abschaffung der fremden Dienste, insbesondere der Partikularabkommen, aber auch der Standeskapitulationen. Damit sollten gleich mehrere Ziele verfolgt werden: Förderung des nationalen Zusammenhalts, Stärkung der Landesverteidigung, bessere Nutzung der Landesressourcen insbesondere der Arbeitskraft, Ausbau des Erziehungswesens, Verbesserung der Sitten beziehungsweise Wiederbelebung «alter» Tugenden, vor allem der einfachen und ehrlichen Lebensweise im eigenen Land, sowie keine Beteiligung an der Repression von Freiheitsbewegungen im Ausland, insbesondere in Spanien und Neapel.

Diese Reformen hätten auch aus je eigener Notwendigkeit propagiert werden können, sie wurden aber als unerlässliche Voraussetzung für eine glaubwürdige Neutralität eingefordert. An Stelle der schwachen und teilweise überhaupt nicht vorhandenen Neutralität der vorangegangenen Jahre sollte nach 1815 eine «starke» Neutralität treten. Dieses Postulat war zum Teil aber bloss ein argumentativer Hebel für die Postulierung einer gesamtgesellschaftlichen Reform. Auf seine Vaterstadt Genf angewendet, schloss dies auch die Forderung ein, die Stadtbefestigungen abzutragen. Pictet erscheint als patriotischer Bürger, der sich herausnahm, diese militärischen Einrichtungen öffentlich zu kritisieren, da sie die Stadt in internationalen Konflikten unsicherer machen und der Unterdrückung der eigenen Bevölkerung dienen würden.

In welchem Mass diese Ziele auch umgesetzt wurden, liegt ausserhalb der Fragestellung dieser auf die politische Ideengeschichte ausgerichteten Arbeit, die nach der Her-

kunft und Weiterentwicklung normativer Vorstellungen fragt und dabei speziell auf die sprachliche Konvention achtet. Die Textanalyse bleibt weitgehend ohne Einbezug des sozialen Kontextes und ohne eine Einschätzung der Repräsentativität der eingenommenen Haltung. Während sich im Falle des Elitendiskurses des 18. Jahrhunderts die Abklärung weitgehend erübrigt, wie Reformideen ausserhalb der engen Zirkel der ökonomisch-politischen Sozietäten ankamen, müsste die Frage nach der Resonanz der liberalen Reformpublizistik in einer Zeit erweiterter Öffentlichkeit vermehrt interessieren. Das zeigt die Tatsache, dass Pictet 1793 eine Schrift in Dialekt verfasst und veröffentlichte, damit sie möglichst von der «breiten Bevölkerung» verstanden würde. Und Pictets Schrift von 1821 wandte sich an eine breite Öffentlichkeit – an «tout homme qui réfléchit». In zeitgenössischen Rezensionen wurde ihr offenbar «beachtliche Aufmerksamkeit» entgegengebracht (bis zur *Edinburgh Review*), und auch später sei sie ein «beliebter Referenzpunkt» geblieben. Lehmann referiert ausgiebig diese bloss auf enge Zirkel beschränkte Rezeption; über die unmittelbare Auswirkung auf die Politik der eigenen Zeit kann die ideengeschichtlich angelegte Studie jedoch nichts aussagen.

Am Schluss schlägt der Autor einen Bogen zur Gegenwart, indem er auf eine «auffällige Parallelität» zwischen den Interpretationsansätzen der 1820er Jahre und den heutigen national-konservativen Neutralitätsinterpretationen verweist. Wie damals würde auch heute eine «mythische Ersatzwelt» kultiviert, um über empfundene Ohnmacht und moralische Unzulänglichkeit hinwegzuhelfen. Im Unterschied zur heutigen Mythennutzung stand die Kultivierung der Neutralitätsidee nach 1815 aber im Dienst eines fortschrittlichen Reformpatriotismus. Dies überzeugend herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst dieser Abhandlung.

Georg Kreis, Basel

Silvia Bolliger, **Im Zeichen der Nationalisierung. Die Haltung der Universität Zürich gegenüber ausländischen Studierenden in der Zwischenkriegszeit**, Köln: Böhlau, 2019 (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 11), 375 Seiten.

Der Erste Weltkrieg bedeutete für die studentische Migration an die Universität Zürich eine Zäsur. Betrug der Anteil ausländischer Studierender vor 1914 noch über einen Drittel, sank dieser bis zum Kriegsausbruch 1939 auf unter zehn Prozent. Während das «Ausländerstudium» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bereits Gegenstand zahlreicher Forschungen ist, gibt es nur wenige Studien, die den Fokus auf die ausländische Studierendenschaft in der Zwischenkriegszeit richten. Im Kontext der «Geistigen Landesverteidigung», einer selektiven Migrationspolitik, vorwiegend antijüdisch konnotierten Begriffen wie «Überfremdung» und des sich an der Universität Zürich formierenden Frontismus, untersucht Silvia Bolliger die Haltung der Universitätsbehörden und der Studentenschaft gegenüber ausländischen Studierenden in den Jahren 1919 bis 1939. Ausgehend von ihrer These, dass auch an der Universität Zürich (im Rahmen der «Nationalisierung») nebst Fremden- insbesondere Frauenfeindlichkeit sowie Antisemitismus weit verbreitet waren, richtet die Autorin das Hauptaugenmerk auf jüdische und weibliche Studierende.

Die an der Universität Zürich abgeschlossene Dissertation ist in drei Hauptteile gegliedert. Im ersten unternimmt die Autorin eine quantitative Analyse der Studierendenschaft, wozu sie die Immatrikulationsdatenbank des Staatsarchivs Zürich, eine eigens zusammengestellte Promotionsdatenbank sowie Studierendenstatistiken auswertet. Die Resultate werden durch graphische Darstellungen ergänzt und dienen als Grundlage der

Studie. Im zweiten Teil widmet sich die Autorin der historischen Kontextualisierung des «Ausländerstudiums» an der Universität Zürich in der Zwischenkriegszeit. Es werden Push- und Pull-Faktoren für die studentische Migration eruiert, indem die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der Schweiz (v.a. Zürich) und derjenigen Länder dargelegt werden, aus denen über die Hälfte der ausländischen Studierenden stammten: Deutschland, mit einigem Abstand Polen und die USA. Mehrheitlich handelte es sich um jüdische Studierende, die an ihren Heimuniversitäten von antisemitischer Diskriminierung betroffen waren. Im dritten und zentralen Teil der Dissertation wird zum einen die Haltung der Universitätsbehörden, zum anderen jene der Studierendenschaft der Universität Zürich (SUZ) gegenüber ausländischen und weiblichen Studierenden untersucht. Dazu wertet die Autorin insbesondere Protokolle, (Jahres-)Berichte, studentische Publikationen und Rektoratsakten aus. Die in zwei Kapitel gegliederten Analysen folgen demselben Aufbau: In chronologischer Reihenfolge, unterteilt in fünf Phasen, werden die wichtigsten Geschäfte mit Bezug zum Forschungsvorhaben detailreich aufgearbeitet. Dadurch wird ein Vergleich zwischen den untersuchten Gruppen möglich. In einem Zwischenschritt werden zudem die Handlungsspielräume und Abhängigkeiten der Universitätsbehörden im Spannungsfeld von politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen dargelegt.

Ein erstes Hindernis für ausländische Studierende, zum Studium in Zürich zugelassen zu werden, war die restriktive Praxis der Fremdenpolizei bei der Erteilung von Aufenthaltserlaubnissen. Das zweite Hindernis war die Zulassungspolitik der Hochschule selbst. Die Autorin beschreibt diese als «pragmatisch-opportunistisch»: Gelockerte Zulassungsbedingungen für ausländische Studierende wurden dann gestrafft, wenn die inländische Nachfrage zunahm (S. 217). Dennoch stellt sie innerhalb der Universitätsbehörden und der SUZ fremdenfeindliche Tendenzen fest, die sich deutlich gegen jüdische Studierende aus dem Ausland gerichtet haben. Antisemitisch motivierte Massnahmen (z.B. restriktivere Zulassungsbedingungen bei der Immatrikulation, dem Eintritt in studentische Gremien oder die Registrierung der Konfessionszugehörigkeit) wurden gemäss Bolliger als alle ausländische Studierende betreffend kaschiert. Diese Vorgehensweise schätzt sie als ebenbürtig zur damaligen Praxis des Bundes und gleichermassen als «diskret antisemitisch» ein (S. 221).

Unter den Studierenden stellt die Autorin ein breites Spektrum an Verhaltensweisen gegenüber jüdischen Mitstudierenden fest, das von Solidarität bis hin zu offenem Antisemitismus reichte. Grundsätzlich seien ausländische (v.a. jüdische) und weibliche Studierende als Konkurrenz an der Hochschule und auf dem akademischen Arbeitsmarkt wahrgenommen worden, «obwohl dies nicht der Realität entsprach, da gerade diesen beiden Gruppen der freie Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt blieb» (S. 327). Die Frauenfeindlichkeit der Schweizer Studenten nahm gemäss Bolliger im Untersuchungszeitraum zu. Dies manifestierte sich u.a. in herabsetzenden Aussagen im offiziellen Publikationsorgan der SUZ, dem *Zürcher Student*, oder in der Unterrepräsentation von Studentinnen in SUZ-Gremien. Eine institutionalisierte Diskriminierung von Studentinnen durch die Universitätsbehörden kann Bolliger dagegen nicht belegen; diesbezügliche Untersuchungen des Lehrkörpers müssten allerdings in zukünftigen Forschungsprojekten vertieft werden.

Die Ausgangsthese, dass an der Universität Zürich in der Zwischenkriegszeit Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Frauenfeindlichkeit verbreitet waren, wird von der Autorin folglich in differenzierter Form bestätigt. In Bezugnahme auf die Studie von

Karin Stögner,¹² der zufolge die Verbindung von Antisemitismus und Frauenfeindlichkeit im Nationalisierungsprozess dazu dient, eine Nation trotz unterschiedlicher Strömungen zu einen, erkennt Bolliger diese Verknüpfung auch als konstitutives Element für das Selbstverständnis der Zürcher Studentenschaft und Universitätsbehörden. Angesichts der prominenten Stellung des Begriffs «Nationalisierung» im Titel der Dissertation hätte eine ausführlichere theoretische und themenspezifische Einordnung dieser Begrifflichkeit vorgenommen werden können. Wünschenswert wäre vielleicht auch eine deutlichere Kontextualisierung der Universität Zürich innerhalb der schweizerischen Hochschullandschaft gewesen. Insgesamt handelt es sich jedoch um einen wertvollen Beitrag für die studentische Migrationsgeschichte und die schweizerische Wissenschafts- und Hochschulgeschichte. Zudem stellen insbesondere die quantitativen Auswertungen einen grossen Mehrwert für künftige Forschungsprojekte dar.

Stefanie Salvisberg, Bern

Joan Waldvogel, *Swiss Settlers in New Zealand. A History of Swiss Immigration to New Zealand*, Berlin: Peter Lang, 2018 (Germanica Pacifica, Bd. 16), 407 Seiten, 59 Abbildungen.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts galt die Schweiz als Auswanderungsland. Verglichen mit den beliebten Destinationen in Nord- und Südamerika blieb die Auswanderung von Schweizer*innen nach Neuseeland quantitativ marginal, doch ermöglicht deren Betrachtung Einblicke in Ursachen, Umstände und Folgen von Migration in weit entlegene Gebiete. Joan Waldvogel, eine neuseeländische Sprachwissenschaftlerin mit Schweizer Wurzeln, hat die erste umfassende Studie zu 170 Jahren schweizerisch-neuseeländischer Migration vorgelegt. Auf Basis von Briefen, Interviews und zeitgenössischen Zeitungsartikeln untersucht die Autorin zahlreiche Einzelschicksale und bietet damit Einblicke in die Erfahrungs- und Lebenswelten von Schweizer Migranten*innen.

Wirtschaftliche Krisen lösten im 19. Jahrhundert die ersten Massenauswanderungen aus der Schweiz nach Übersee aus. Besonders junge Männer aus weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten sahen sich wegen Perspektivlosigkeit zur Auswanderung gezwungen. Als in den 1850er-Jahren die Nachricht die Schweiz erreichte, dass in Australien Gold entdeckt worden sei, machten sich Auswanderungswillige, vornehmlich aus dem Tessin und Graubünden, auf den Weg, um dort ihr Glück zu finden. Jedoch hatten nur wenige Erfolg bei der Goldsuche und viele sahen sich bald gezwungen, ihren Lebensunterhalt auf andere Weise zu verdienen. Einige zogen nach Neuseeland weiter, wo sich Schweizer Einwanderer*innen besonders auf dem fruchtbaren Land rund um Taranaki und Waikato niederliessen. Aus Goldgräber*innen auf der Suche nach schnellem Glück entwickelten sich allmählich sesshafte Siedler*innen. Zunehmend diversifizierte sich ihr Betätigungsfeld, als mit der prosperierenden Landwirtschaft auch der Bedarf an handwerklichen Betrieben und komplexeren Dienstleistungen zunahm. Diese frühen Siedler*innen erschlossen neue Wege in bis dahin unberührte Regionen und gehörten zu den ersten, die das neuseeländische Gebirge vermessen. Auch bei der Entwicklung der Landwirtschaft spielten Einwanderer aus der Schweiz eine wichtige Rolle: Sie gründeten Milchbetriebe und halfen, unter anderem durch den Import von neuen Viehrassen, bei der Weiterentwicklung der Milchindustrie.

¹² Karin Stögner, *Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen*, Baden-Baden 2014.

Bald verdrängte der Traum vom eigenen Haus, Bauernhof oder Betrieb das Gold als Anreiz für die Migration auf den weit entfernten Inselstaat. Die Berichte der ersten Siedler*innen ermutigten weitere Auswanderungswillige, in Neuseeland ihr Glück zu suchen. Schweizer*innen, die sich bereits dort niedergelassen hatten, stellten Neuankömmlingen oft ein vorübergehendes Zuhause oder gar Arbeitsplätze zur Verfügung. Um die Wirtschaft anzukurbeln, hatte die britische Kolonialregierung in den 1870er-Jahren begonnen, die Immigration von Europäer*innen zu unterstützen («assisted immigration»), indem sie die Einreise vereinfachte, teilweise die Kosten der Überfahrt übernahm und je nach den Bedürfnissen des Arbeitsmarkts Stellen vermittelte. Zur Jahrhundertwende siedelten sich immer mehr Schweizer*innen in den wachsenden urbanen Zentren des Lands an. 1916 lebten in Neuseeland 670 in der Schweiz geborene Personen, davon 205 Frauen und 465 Männer. Beinahe im gesamten 19. und 20. Jahrhundert wanderten stets mehr Männer als Frauen aus, obwohl die Überfahrt lange Zeit für Frauen kostenlos war, um das Ungleichgewicht der Geschlechter unter den Siedler*innen auszugleichen.

Nach einem erheblichen Rückgang der Auswanderung während den Kriegsjahren stieg die Anzahl der Schweizer*innen in Neuseeland nach 1949 wieder an. In dieser Zeit ökonomischen Wachstums und sozialer Stabilität in der Schweiz war Neuseeland von politischen, sozialen und ökonomischen Veränderungen geprägt: Das Land geriet in eine Rezession mit erhöhter Arbeitslosigkeit und Inflation, weshalb der Bedarf an Immigrant*innen sank. 1974 wurde die begleitete Einwanderung abgeschafft und die Regulierung der Immigration nahm zu. An Stelle von ökonomischer Notwendigkeit wurden nun Abenteuerlust und der Wunsch nach einer sozialen Veränderung zu den wichtigsten Migrationsgründen; die Einwanderer*innen der 1960er- und 1970er-Jahre zeichneten sich durch bessere Ausbildung, längere Arbeitserfahrung und ausgereifere Englischkenntnisse aus. Sie waren mobil, erfüllten sich den Wunsch zu reisen, neue Erfahrungen zu sammeln und waren dafür bereit, den hohen Schweizer Lebensstandard aufzugeben.

An zahlreichen Fallbeispielen zeigt Waldvogel auf, wie Individuen, ihre Familien und Nachkommen verschiedene Stationen der Migration durchliefen und wie sie dabei ihr kulturelles Erbe auch in Neuseeland weiter pflegten. Das Buch ist chronologisch gegliedert und illustriert unterschiedliche Perioden der Immigration, von den ersten Siedler*innen bis zu den Millenials. Für jede Periode erarbeitet die Autorin strukturiert den historischen Bezugsrahmen, fragt nach den Gründen für die Auswanderung, die Umstände der Einreise und die ersten Jahre in Neuseeland. Ihre Ergebnisse illustriert sie mit zahlreichen Zitaten aus Briefen, Zeitungsartikeln und Interviews und ermöglicht Lesenden so einen Einblick in die Erfahrungen und Erlebnisse von Migrant*innen. Die Stärke des Buches liegt so auch im diachronen Vergleich individueller Migrationserfahrungen.

Grundsätzlich wäre es wünschenswert gewesen, die frauenspezifischen Bedingungen von Migration und das Thema der Maoris vertieft zu diskutieren. Das Buch hätte zudem von einem gründlichen Lektorat profitiert, da es einige Nachlässigkeiten aufweist. Auch lässt die Autorin bedauerlicherweise zu häufig offen, auf welcher Basis ihre Darstellung beruht und wie sie zu ihren Erkenntnissen gekommen ist. Insgesamt geht sie zu wenig über die Darstellung individueller Schicksale hinaus. Trotzdem eignet sich diese quellen-sättigte Studie als Einstieg in die Thematik. Wer sich für die Lebenswelten von Migrant*innen im pazifischen Raum interessiert, wird in diesem Buch eine kurzweilige und zuweilen überraschende Lektüre finden.

Magda Kaspar, Bern

Céline Angehrn, *Arbeit am Beruf. Feminismus und Berufsberatung im 20. Jahrhundert*, Basel: Schwabe, 2019, 337 Seiten.

Ausgehend von der Feststellung, dass eine Berufsberatung mittlerweile fast standardmässig zu einer schweizerischen Schulkarriere gehört, geht Céline Angehrn in ihrer Dissertation der Frage nach, wie Feministinnen dieses Angebot im Laufe des 20. Jahrhunderts geformt haben und wie Berufsberatung letztlich «zu einem feministischen Projekt wurde» (S. 14).

Entstanden ist die Dissertation im Rahmen des zwischen 2012 und 2015 an der Universität Basel angesiedelten SNF-Forschungsprojekts «Differenzierungsarbeit. Aushandlungen von Arbeitskonzepten in Berufsberatung und Frauenbewegung (Schweiz, 20. Jahrhundert)», das sich aus historischer Perspektive mit geschlechtsspezifischen Ungleichheiten von Haus- und Erwerbsarbeit auseinandersetzt. Angehrns Studie deckt geografisch die deutschsprachige Schweiz ab und ist in drei chronologische Teile gegliedert, die sich, nach Jacques Revel, auf unterschiedlichen *échelles* befinden. Jeder der drei Teile rückt eine für den Zeitabschnitt exemplarische feministische Intervention ins Zentrum. Um der Vielfalt feministischen Handelns gerecht zu werden, wurde den drei genauer betrachteten Interventionen jeweils eine konträre feministische Perspektive gegenübergestellt.

Im ersten Teil stehen die zu Beginn der 1920er Jahre entstandene Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich und damit die eigentliche Herausbildung, Ausdifferenzierung sowie Entwicklung von sogenannten Frauenberufen im Fokus. Die Trägerinnen dieses Projekts der bürgerlichen Frauenbewegung beteiligten sich aktiv an der Diskussion, unter welchen Bedingungen eine Tätigkeit als Beruf zu gelten habe. Sie waren aber auch um die Anerkennung von unbezahlter Hausarbeit von Ehefrauen als Beruf bemüht und thematisierten die Situation von sogenannten berufslosen Bürgertöchtern. Mit ihren Aktivitäten zementierte die Zentralstelle für Frauenberufe bewusst die Differenzierung zwischen qualifizierten Frauenberufen und unqualifizierter Fabrikarbeit.

Der zweite Teil folgt der fast 30 Jahre dauernden Tätigkeit von Martha Bieder, der ersten akademischen Berufsberaterin für Frauen in Basel, die bis Mitte der 1960er Jahre über den lokalen Kontext hinaus die Konzeption von Berufsberatung in der Schweiz entscheidend mitprägte. Bieders zentrales Anliegen war es, Gymnasiastinnen den Zugang zu Ausbildungen und später Erwerbstätigkeiten zu ermöglichen, die ihrer Ausbildung und gesellschaftlichen Stellung entsprachen. In ihren Augen waren dies insbesondere Berufe in Erziehung, Pflege und der sozialen Arbeit, wobei sie bei diesen – anders als bei typischen Männerberufen – die Trennlinie zwischen akademischen und nicht-akademischen Berufen unterstreichen musste. Im Sinne einer «Widerrede» (S. 181) legt Angehrn dar, wie Iris von Roten in *Frauen im Laufgitter* (1958) argumentierte, dass innerhalb der bestehenden und von Frauen wie Bieder reproduzierten Strukturen, allen Frauen, unabhängig ihres Status, Subjektwerdung und Anerkennung über den Beruf verunmöglicht werde.

Angehrn zeichnet im dritten Teil schliesslich nach, wie im Zuge der Institutionalisierung und gesetzlichen Verankerung von feministischen Ideen in den 1980er und 1990er Jahren die Gleichstellung der Geschlechter zum Leitmotiv der Berufsberatung wurde. Eine der zentralen Maximen dabei war, von der Unterscheidung zwischen Männer- und Frauenberufen wegzukommen. Im Zuge neoliberaler Politik sollten Frauen auch stärker als bis anhin in den Arbeitsmarkt einbezogen werden. Eine Folge davon war, dass Berufsberatung nicht mehr primär ein Angebot für Schulabgänger*innen darstellte, sondern sich nun auch an erwachsene Frauen richtete, die sich – teils als Wiedereinsteigerin-

nen – im Arbeitsmarkt weiterentwickeln sollten. Allen drei Teilen ist gemeinsam, dass neben der inhaltlichen Ausrichtung der Berufsberatung auch die Funktion, die Tätigkeit und das Selbstverständnis der Berufsberater*innen beleuchtet und eingeordnet wird.

Mit ihrer Dissertation ist Céline Angehrn eine äusserst überzeugende Forschungsarbeit gelungen. Die unterschiedlichen Perspektiven der drei Teile erlauben es, mit dem gesamten 20. Jahrhundert einen durchaus langen Zeitraum abzudecken. Die drei Teile wiederum werfen dank einer Menge facettenreicher Quellen – es handelt sich insbesondere um Archivalien der untersuchten Organisationen und beteiligten Personen – vielschichtige und detaillierte Schlaglichter auf eine jeweils im zeitgenössischen Kontext dominierende feministische Strategie. Die jeweils am Ende jedes Kapitels platzierten Gegendarstellungen überzeugen inhaltlich, auch wenn sie im Gegensatz zu den das Buch strukturierenden Hauptstrategien etwas gar prägnant und zugespitzt daherkommen. Zukünftige Forschungen werden nicht umhinkommen, auch im Zusammenhang mit feministischen Strategien in der Berufsberatung einen Blick über die Sprachgrenzen zu werfen. Anhand der insbesondere im zweiten Teil beleuchteten transnationalen Bezüge nach Deutschland, lässt sich schliessen, dass ein solcher Blick wohl spannende Einsichten und Erkenntnisse ermöglichen würde, sowohl in Bezug auf die kulturelle Orientierung an den Nachbarländern als auch zum Austausch von Ideen zwischen den schweizerischen Sprachgrenzen.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektiven, nicht zuletzt dank neuer feministischer Debatten und Bewegungen, keineswegs an Aktualität eingebüsst haben. Die Darstellung der feministischen «Arbeit am Beruf» – wie die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts wandelnden Strategien der weiblichen Berufsberatung im Titel passenderweise genannt werden – stellt hierfür ein sehr lesenswertes und für laufende Forschungsprojekte inspirierendes Beispiel dar.

Lisia Bürgi, Bern

Gisela Hauss, Thomas Gabriel, Martin Lengwiler (Hg.), **Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990**, Zürich: Chronos, 2018, 349 Seiten.

Eine für viele fremde «Welt», scheinbar am Rand gesellschaftlicher Normalität, ist Gegenstand dieses Buches: Kinder und Jugendliche, die nicht mit ihren Müttern und Vätern leben, sondern durch staatlich beauftragte Stellen von ihren Familien getrennt und in Heimen, Pflegefamilien oder Anstalten untergebracht, die also «fremdplatziert» werden. Welche Bedeutung, Funktion und Folgen diese Praxis hatte, war die zentrale Untersuchungsfrage eines Forschungsvorhabens, über dessen Befunde das zu besprechende Buch Auskunft geben will.

Einführend skizzieren die Herausgeber*innen den Forschungsstand; schon hier wird die Absicht deutlich, vorhandene Befunde zu Fremdplatzierungen und fürsorglichen Zwangsmassnahmen in der Schweiz für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht nur zu erläutern, sondern durch Differenzierung und Ordnung zugleich die Perspektive zu erweitern, und dies sowohl für die sozialpädagogische Fachgeschichte als auch für die schweizerische Sozialgeschichte. Dazu werden Befunde aufgegriffen, die sowohl die Entwicklungen in den heterogenen Sprachregionen und Kantonen der Schweiz untersuchen, als auch disziplinär geschichts- und fachwissenschaftlich unterschiedlich verortet sind. Das komplexe Erkenntnisinteresse des Sammelbandes wird dazu in drei Anliegen verortet:

Zum ersten, um die Sozialstaatsgeschichte der Schweiz um das in mehrfacher Hinsicht randständige Feld fürsorglicher Zwangsmassnahmen gegen Kinder und Familien zu erweitern; zum zweiten, um dies für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und damit nah an der Gegenwart zu bearbeiten und drittens, um die herausgearbeiteten Differenzen und Gemeinsamkeiten eines heterogenen Feldes nicht nur zu beschreiben, sondern «erklärend zu verstehen» (S. 25). Heimerziehung, das Heim und Heimkindheit sollen dabei nicht als selbsterklärend begriffen, sondern als absichtsvoll hergestellt dekonstruiert werden. Nur so könnten die nicht nur vielfältigen, sondern oft auch konkurrierenden Absichten, widersprüchlichen Praktiken und die ebenfalls vielfältig eigensinnigen Erfahrungen und Verarbeitungen betroffener Mädchen, Jungen und Eltern in den Blick geraten, ohne den Überblick zu verlieren. Ein hoher Anspruch, der, soviel kann schon gesagt werden, ausgesprochen gelungen bearbeitet ist. Neben den fundiert recherchierten Beiträgen des Buches, gut lesbar in der Spannung von Konkretheit und Abstraktion, sind es die in den Einführungen auch der drei Hauptkapitel jeweils plausibel vorgestellten Perspektiven auf ein «Ganzes» der Fremdplatzierung, die diesen Ertrag für die Leser eröffnen.

Das erste Hauptkapitel «Erziehung und staatliches Handeln» wird eingeleitet durch einen Überblick von Martin Lengwiler und Anne-Françoise Praz zur Entstehung, Implementierung und Entwicklung der Kinder- und Jugendfürsorge in der Schweiz zwischen 1900 und 1980. Als zentrale Herausforderungen der Entstehungsphase staatlich organisierter Fremdplatzierungen werden die Reaktion auf unversorgte Armutskinder, der Schutz oder besser die vermeintliche «Rettung» vor «schlechten Eltern» sowie die «Umerziehung» straffälliger Jugendlicher herausgearbeitet. In den folgenden Beiträgen werden hierzu die unterschiedlichen Kontexte und Praktiken in der Westschweiz (Yves Collaud, Joëlle Droux), die Vielfalt kantonaler Interventionsformen in der Deutschschweiz (Susanne Businger, Mirjam Janett und Nadja Ramsauer), die «unmöglichen» Beziehungen zwischen Eltern, Kindern, Erziehungspersonal und Institutionen (Markus Bossert, Véronique Czáká) sowie die Auswirkungen dieser staatlichen Eingriffe auf das Leben ehemaliger Heimkinder (Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller) untersucht. Als grundlegende Erkenntnisse dieser ersten Annäherung werden festgehalten: (1) Der Föderalismus als «wirmächtiger Differenzmotor» (S. 45) wird durch Professionalisierung und Verwissenschaftlichung teilweise abgeschwächt, bleibt aber vor allem auf der Ebene konkreter Praxis bis in 1980er Jahre wirksam. (2) Durch Wohlstandsgewinne der Nachkriegszeit verliert Armut als Grund für Fremdplatzierungen an Bedeutung und wird überlagert von neuen Deutungsmustern sittlich-moralischer Vorbehalte sowie seit den 1960er Jahren durch moderne und wissenschaftsbasierte Terminologien verhaltens- und persönlichkeitsbezogener Kategorien aus Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik. (3) Analog zum Wandel der erzieherischen Modelle verändert sich auch die Konzeptionen der Heimeinrichtungen: Aus Armen- und Rettungsanstalten werden Erziehungs- und Ausbildungseinrichtungen.

Im zweiten Hauptkapitel «Pädagogik für das Heim – Ausbildung, Praxis und Theorie» wird die konzeptionelle Seite der Fremdplatzierungen ausgeleuchtet. Im einleitenden Beitrag über die «Denkfiguren und Entwicklungslinien» der Heimerziehung in der Schweiz arbeitet Gisela Hauss im Anschluss an Pestalozzis Armenerziehung drei «Codierungen» heraus, die den «diskursiven Raum» der fachlichen, strukturellen und politischen Verständigung über Zwecke und Formate von Heimerziehung ordnen können: Zuerst werden Kinder- und Jugendheime als «Orte der Rettung» vor den sozialen und ökonomischen Folgen kapitalistischer Produktionsverhältnisse begriffen. «Verwahrlo-

sung» wird zum Topos für moralische Gefährdungen; Erziehung zur Arbeit und eine Orientierung am bürgerlichen Familienmodell sollten davor bewahren. Zum zweiten werden ab dem Übergang zum 20. Jahrhundert Heime von den aufstrebenden Wissenschaften als «Laboratorien des Experimentierens, Beobachtens und Behandeln» entdeckt, neue Allianzen zwischen Pädagogik, Recht und Medizin prägen das Feld. Bürgerliche Sozialreform und reformpädagogische Ideen «vom Kinde aus» verbinden sich u. a. zu einer in den 1950er Jahren über die Schweizer Grenzen hinaus bekannt gewordenen Heilpädagogik (Paul Moor). In einer dritten Codierung werden Heime als «Räume sozialer Ordnungs- und Normierungskonflikte» ausgemacht, Heime und Heimerziehung als Gegenstand und Exempel von Gesellschafts- und Institutionenkritik. An der Heimerziehung konnten, wie unter einem Brennglas, «Auseinandersetzungen um Erziehung, Gehorsam, Strafe sowie um sozialstaatliche Subventionen ausgetragen» werden (S. 152). Interessant sind die Parallelen von Phasen intensiver Heimkritik, so die «Anstaltskrise» in der Schweiz Anfang der 1940er Jahre etwas versetzt zu den sog. Heimrevolten Ende der 1920er Jahre in Deutschland, zeitgleich die in den 1960er Jahren anwachsenden Heimkampagnen, die sich mit 1968 zu massiver Heimkritik verdichten und schliesslich ab Beginn der 2000er Jahre die Auseinandersetzungen um Anerkennung und Entschädigung der «ehemaligen Heimkinder» oder «Verdingkinder». Fremdplatzierung und Anstaltserziehung werden zum Prüfstein für uneingelöste Menschenrechtsversprechen westlicher Demokratien. «Zwischen Diversität und Schulterschluss» so resümiert Gisela Hauss die «Heimerziehung im Wandel» (S. 154) und zeigt sowohl lange Linien der Kontinuität, insbesondere in der religiös verankerten Melange von Rettungs- und Sanktionsideen, als auch Treibsätze für Reform und Veränderung, die sie vor allem in den wissenschaftsnahen städtischen Milieus ausmacht.

In den Beiträgen zu diesem Kapitel untersuchen Véronique Czaka und Joëlle Droux: Kontexte, Ausbildungsstätten und die Entstehung einer eigenständigen Berufsgruppe der Heimerzieher*innen in der Westschweiz zwischen 1950 und 1980; Sara Galle: Gründung, Organisation und Konzeption der Schulen für Heimerziehung in der Deutschschweiz; Yves Collaud und Mirjam Janett: Die Familie im Fokus der Heimerziehung in der Schweiz im 20. Jahrhundert sowie Clara Bombach, Thomas Gabriel, Sara Galle und Samuel Keller: Die «neuen Praktikanten» als Signum für sich verändernden Beziehungsformen im Heim der 1960er und 1970er Jahre.

Im dritten Hauptkapitel wechselt nochmals die Perspektive auf das Heimkind als Gegenstand der Betrachtung und als Subjekt der eigenen Biografie. Auch hier werden in einem einleitenden Beitrag von Thomas Gabriel die Kontexte für diese beiden Perspektiven hergestellt und die folgenden Beiträge eingeordnet. Mit Bezug auf die wenigen vorliegenden Studien zu den Langzeitwirkungen von Heimerziehung skizziert Thomas Gabriel knapp einen Analyserahmen, der vor allem die Differenz von konkreter Erfahrung, erwarteter Entwicklung und subjektiver Bewertung ins Zentrum rückt. In den Beiträgen dieses dritten Teils untersuchen Clara Bombach, Thomas Gabriel und Samuel Keller die Auswirkungen von Heimerfahrung auf den Lebensverlauf und skizzieren schon in der Überschrift «legitimieren» und «integrieren» die Spannung und Leistung solcher Biografien. Trotz zugestanderer Veränderungen der Heimpraxis zwischen 1950 und 1990 prägen übergreifend drei «Erfahrungsqualitäten» die biografischen Erzählungen: 1. Die erfahrene Machtlosigkeit gegenüber staatlichen Autoritäten, 2. ein fortwährender Legitimationsdruck eigener Erfolge der Lebensführung, z. B. in Ausbildung, Beruf und sozialem Status; sowie 3. eine tief verwurzelte soziale und emotionale Skepsis. Den heute als *care-leaving*

viel diskutierten Übergang Jugendlicher aus der Heimerziehung untersuchen zuerst Susanne Businger und Nadja Ramsauer anhand sog. Schluss-Rechenschaftsberichte aus dem Kanton Zürich für die Zeit zwischen 1950 und 1980. Auch hier beeindruckt oder verstört die Hartnäckigkeit moralisierender Zuschreibungen der Behörden in ihren Prognosen zukünftiger Lebensverläufe. Clara Bombach, Markus Bossert, Thomas Gabriel und Samuel Keller zeigen einerseits aus dem Interviewmaterial mit ehemaligen Heimkindern gewonnene prägende Erfahrungen nach Ende der Heimerziehung und kontrastieren diese andererseits mit Befunden einer Diskursanalyse zum Konzept der «nachgehenden Fürsorge» für die Zeit zwischen 1940 und 1980. Markus Bossert und Gisela Hauss untersuchen die sukzessive Durchsetzung bürgerlicher Kindheitsmuster im Fachdiskurs der Heimerziehung: weg vom Bild des arbeitenden Kindes und hin zu einer «behüteten Heimkindheit» mit kontrollierter Freizeit und «pädagogisch wertvollem» Spiel. Christine Matter reflektiert schliesslich die Rolle des Erzählens in Prozessen gesellschaftlicher Gedächtnisbildung im Dreischritt «erinnern – gedenken – bezeugen». Fundiert arbeitet sie in der Differenz von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis die spezifischen Herausforderungen von Erinnern und Bezeugen für die individuell oft traumatischen Erfahrungen ehemaliger Heimkinder heraus. War schon das Ursprungserleben einer Fremdplatzierung für die damaligen Kinder mit Marginalisierung und Abwertung verbunden, so bleibt es das Erinnern für die heute Erwachsenen ebenfalls – Heimkind bleibt Heimkind.

Mit zusammenfassenden Überlegungen zu «Kindheit im Fokus von Staat, normativer Erziehung und fachlicher Expertise» hält Gisela Hauss zum Abschluss fünf grundlegende Erkenntnisse fest: (1) Gegenstand für Fremdplatzierungen war für die gesamte Epoche, also bis in die 1970er Jahre hinein, das «gefährdete und gefährdende Kind» als Objekt der Rettung. Zwar konnten sich pädagogische Modelle von Erziehung durchsetzen, blieben aber weitgehend verhaftet in der Sonderwelt «Heim». (2) Für Entwicklung und Reformen dieser Sonderwelten waren städtische und universitätsnahe Milieus von besonderer Bedeutung. (3) Über herkömmliche Epochengrenzen hinweg hatten vor allem rechtliche Veränderungen wie die Strafrechtsreform von 1942 und die akademische Qualifizierung der Ausbildungen grossen Einfluss auf Veränderungen. (4) Für die Schweiz bedeutsame Gemeinsamkeiten und Differenzen konnten in der übergreifenden und interdisziplinären Anlage dieses Forschungsverbundes deutlicher erkannt und erklärt werden. (5) Die Verbindung von Sozialgeschichte (des Schweizer Sozialstaates) und Professionsgeschichte (des Handlungsfeldes Heimerziehung) macht nicht nur Erfolge fachlicher Entwicklungen deutlich, sondern konfrontiert auch mit Unrecht und der Verantwortung für das vielfache Leid betroffener Kinder, Jugendlichen und wohl auch vieler Eltern bis heute.

Der Titel «Fremdplatziert» benennt klar den Eingriff in die Lebenssituation und den Lebenslauf und weniger den Ort oder das Programm. Damit wird eine Perspektive auf den Gegenstand Heimerziehung gewählt, die ebenso distanziert Analyse ermöglicht wie respektvolle Annäherung an die Beteiligten und Akteure dieser Zuweisung von Plätzen in der Fremde. Eine Balance, die in den Beiträgen dieses Buches immer wieder mit beeindruckender Sorgfalt gelingt. Die Beiträge sind durch die Bank sprachlich präzise und verständlich, basieren vor allem aber auf gründlicher und systematischer Quellenarbeit.

Ein gelungenes, gut lesbares und für die weitere Forschungen anregendes Buch – nicht nur für die Schweiz!

Christian Schrappner, Koblenz

Sebastian Steiner, *Unter Kriegsrecht. Die schweizerische Militärjustiz 1914–1921*, Zürich: Chronos, 2018 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg, Bd. 4) 474 Seiten, 27 Abbildungen.

Die hier zu besprechende Dissertation zur Militärjustiz der Schweizer Armee entstand im Rahmen des SNF-Sinergia-Projektes «Die Schweiz im Ersten Weltkrieg». Sie ist dabei die einzige Arbeit, die sich mit einem Aspekt der durch Generalmobilmachung zum Aktivdienst aufgebotenen Staatsbürger-Armee befasst.

Streitkräfte sind als formale Kampforganisationen stark auf die Beachtung der verlangten Verhaltenserwartungen ihrer Angehörigen angewiesen. So stark, dass Truppenkommandanten bei Nichterfüllung neben Disziplinarstrafen auch förmliches Strafrecht ins Spiel bringen können. In diesem Zusammenhang entstanden spezielle Militärgerichte, welche Freiheitsstrafen und auch die Todesstrafe verhängen konnten. In der Schweiz bestand seit der Zeit der napoleonischen Epoche eine zentralisierte, d.h. eidgenössische Militärjustiz mit den dazugehörigen Strafrechtsgesetzen. Als 1914 die Generalmobilmachung der Schweizer Armee erfolgte, war die Militärjustiz von einem Tag auf den andern damit konfrontiert, die «formale Organisation» Armee durch Sanktionierung von nicht eingehaltenen Verhaltenserwartungen funktionsfähig zu erhalten. Da es damals kein Bundesstrafrecht und auch kein Bundesstrafgericht gab, wurden eine Vielzahl von Delikten, welche nicht armee-intern verübt wurden, der Militärjustiz zur strafrechtlichen Aburteilung zugewiesen.

Der Prozess des organisationsinternen und externen politischen Druckaufbaus, die Überforderung der Militärjustiz, die Versuche der Entlastung, aber auch der politischen Liquidierung bilden den Untersuchungsgegenstand der Dissertation von Sebastian Steiner. Die Arbeit setzt sich zum Ziel, die Militärjustiz im «Spannungsfeld von Armee, Recht, Politik und Gesellschaft» zwischen 1914 und 1921 darzustellen und zu analysieren. Dabei geht der Autor stets von der «Entwicklung einer bürgerlich dominierten kapitalistischen Industriegesellschaft» und einer opponierenden «Arbeiterbewegung» aus.

Spätestens 1915 entdeckte die von Klassenkampf-Ideen beseelte Parteilinke der SP das Militär wieder als ergiebiges Skandalisierungsobjekt, insbesondere die Militärjustiz. Gleichzeitig diente aber der erste SP-Präsident, Alexander Reichel, Bruder des Oberauditors und seine Nachfolger, Albert Steck (Leutnant), Wilhelm Fürholz (Hauptmann), Karl Zraggen, (Hauptmann) Fritz Studer (Hauptmann), Emil Klöti (Oberleutnant) und Gustav Müller (Oberstleutnant) der Schweizer Armee als getreuliche Offiziere. Dies zeigt an, dass die «Militärfrage» innerhalb der Partei nach Kriegsausbruch an Brisanz gewinnen musste.

Steiner unterteilt die «Leidensgeschichte» der Schweizer Militärjustiz in vier Phasen. Im Kapitel zur Vorkriegszeit werden Vorüberlegungen zur strafrechtlichen Sanktionierung zum Schutz der «Interessen des Heeres» bei einer Generalmobilmachung gegen Sabotage und Behinderung der Mobilisierung durch Demonstrationen und Streiks dargestellt. Die beiden Autoren des einschlägigen Gutachtens, Max Huber und Dietrich Schindler, Söhne der Inhaber der Maschinenfabrik Oerlikon, stellt Steiner als Agenten des Industriekapitals dar, obwohl sie eher in den Kategorien des Völker- und Kriegsvölkerrechts dachten. Ihre Vorschläge einer juristischen und strafrechtlichen Sicherung der «Interessen des Heeres» wurden nicht realisiert, aber für die Ausformulierung der «Kriegszustandsverordnung vom 6. August 14» verwendet.

Mit Akribie beschreibt der Autor die Expansion der Arbeitslast des «Militärjustizsystems» (5 Obersten, 6 Oberstleutnante, 15 Majore, 23 Hauptleute, 4 Oberleutnante)

und der Militärgerichte, welchen auch Soldaten und Unteroffiziere angehörten. Treffend wird herausgearbeitet, dass sie für die Beurteilung der nicht-militärischen Delikte «überhaupt nicht vorbereitet» waren. Etwas dramatisierend wird dann die Verfolgung von Kriegswirtschafts- und Geheimhaltungsdelikten als «Militarisierung des Rechtssystem» dargestellt. Zweifellos war die Militärjustiz ein «bürgerlicher Ort», genau so wie das Korps der sozialdemokratischen Rechtsanwälte und Richter. Der Bruder des Oberauditors, der Sozialdemokrat Alexander Reichel ging keineswegs «einen anderen Weg» und wurde Oberst der Militärjustiz.

Den Zeitabschnitt 1916–1917 nennt der Autor treffend Rekalibrierung der Militärjustiz. Angestossen durch den «Oberstenprozess» erfolgte eine Stärkung der Kompetenzen des Bundesrates; auch der Oberbefehlshaber befand, dass die Notverordnungsdelikte die Militärjustiz in Verruf brachten und die Minimalstrafen des total veralteten Militärstrafbuches von 1851 viel zu hoch waren. Kompensatorisch und notbehelfsmässig wurde die «bedingte Begnadigung» und ein zentralisierter Strafvollzug, welcher mehr auf «Erziehung und Verbesserung» ausgerichtet war, eingeführt. Schub bekamen diese Reformen durch die im August 1916 eingereichte Militärjustiz-Abschaffungsinitiative der SP, welche die Militärjustiz als Institution, aber nicht das veraltete Militärstrafrecht abgeschafft hätte.

Der letzte Zeitabschnitt der Untersuchung 1917–1921 fokussiert stark auf das Vorfeld des Landesgeneralstreiks vom November 1918 sowie auf den Landesstreik-Prozess vor «Kriegsgericht» im Jahre 1919. Mit dem Beschluss des *Allgemeinen schweizerischen Arbeiterkongresses* vom 27. / 28. Juli 1918, wurde ein landesweiter «Generalstreik» ins Auge gefasst. In diesem Umfeld begannen Bundesrat und Generalstab sich intensiv mit der Frage zu befassen, wie einer Ergreifung der Macht durch einen revolutionären Generalstreik begegnet werden könnte («Verordnung gegen die Gefährdung und Störung der innern Sicherheit der Eidgenossenschaft»). Ein Eskalationsprozess zwischen militärischen Präventionsmassnahmen in Zürich und der revolutionären Zürcher Arbeiterunion trieben das *Oltener Aktionskomitee* in die Enge, welches um die Führung nicht zu verlieren, den Landes-Generalstreik ausrief. Mit der detaillierten Auswertung der Anklagen und Urteile im Landesstreik-Prozess leistet der Autor Pionierarbeit, ebenso mit der quantitativen Analyse aller Militärjustizverfahren 1914–1921.

Die Arbeit zeigt sich als akribisch in der Recherche und in der Auswertung der Quellen. Die Analytik und die Resultate sind fast immer differenziert, aber durchgehend an der zeitgenössischen Problemwahrnehmung und parteipolitischen Beurteilung der zunehmend vom Klassenkampf inspirierten Parteilinken der SP orientiert. Dieser Bias, der sich durch die ganze Arbeit zieht, hätte vermieden werden können, wenn der Autor die grundlegenden Werke zu Recht und Jurisprudenz von Niklas Luhmann (Funktion und Folgen formaler Organisation; Rechtssoziologie) und Jürgen Habermas (Faktizität und Geltung) zu Rate gezogen hätte. Dies hätte auch ermöglicht, den versuchten Ansatz eines europäischen Vergleichs zu schärfen. Sowohl die Armeen als formale Kampforganisationen wie das Strafrecht waren seit dem frühen 19. Jahrhundert transnationale Phänomene. Dies hätte erlaubt, die systemimmanenten Problemlagen der Streitkräfte, der Kriegführung und der Anwendung strafrechtlicher Normen frei zu legen und sich weniger an den zeitgenössischen Kampagnen, Beurteilungen und Politiken einer sich radikalisierenden Partei auszurichten.

Rudolf Jaun, Zürich

Nina Flurina Caprez, **Bedrohungen in Friedenszeit. Muri-Gries – ein Schweizer Kloster in Südtirol nach dem Ersten Weltkrieg**, Zürich: Chronos, 2018 (Murensen Monografien, Bd. 3), 299 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen.

Im Jahr 2027 wird das Benediktinerkloster Muri-Gries sein 1000-jähriges Gründungsjubiläum feiern. 2011 wurde deshalb die *Stiftung Geschichte Kloster Muri* ins Leben gerufen, die seither als Trägerin des Projekts «Geschichte Kloster Muri» bestrebt ist, die bisherigen, in erster Linie internen historischen Gesamtdarstellungen zur Klostergeschichte mit neuen Fragestellungen von externen Forschenden zu ergänzen. In diesem Zusammenhang entstand auch die hier zu besprechende, an der Universität Freiburg i. Üe. entstandene Dissertation von Nina Flurina Caprez.

Das Benediktinerkloster wurde im Jahr 1027 in Muri, im heutigen Kanton Aargau gegründet. Anfänglich ein Doppelkloster, zogen die Schwestern jedoch schon bald weiter und gründeten im zehn Kilometer entfernten aargauischen Hermetschwil ihr eigenes Benediktinerinnenkloster. Die Aufhebung des Klosters in Muri im Jahr 1841 führte dazu, dass die Mönche ihren Schwerpunkt einerseits nach Sarnen verlegten und dort ein Kollegium führten und andererseits ab 1845 das ehemalige Chorherrenstift in Gries bei Bozen übernahmen. Der Konvent von Muri verteilte sich dementsprechend auf die Standorte in Sarnen und Gries sowie später dazugestossene Aussenposten in Südtirol und Süddeutschland. Fortan bestand das Kloster unter dem Namen Muri-Gries.

Genau diesem internationalen Spannungsfeld widmet sich die Autorin, indem sie sich einer für das Kloster krisenhaften Phase annimmt. Sie durchleuchtet die unmittelbare Zeit nach dem Kriegsende 1918, die gerade für das Südtirol aufgrund der sich veränderten Grenzziehung besondere Herausforderungen bot. Sie liefert dabei eine «sozial- und kulturgeschichtliche Untersuchung zum jüngsten Herrschaftswechsel in Südtirol und zeichnet am Beispiel der Institution Kloster Muri-Gries Auswirkungen des Ersten Weltkriegs historisch nach» (S. 14). Wie Nina Flurina Caprez schreibt, wurde der transnationale Charakter des Klosters Muri-Gries nach 1918 plötzlich zur Herausforderung. Hinzu kamen ökonomische Hürden wie auch rechtliche Unsicherheiten, die sich etwa in Ängsten vor Enteignungen ausdrückten.

Das Buch basiert auf reichen Quellenbeständen, mehrheitlich aus dem Stiftsarchiv Muri-Gries, aber auch aus staatlichen Archiven. In sechs Hauptkapitel aufgeteilt, beschreibt Nina Flurina Caprez auf den ersten Blick unabhängig voneinander bestehende Herausforderungen des Konvents und lässt die Leserschaft dabei gleichzeitig erkennen, wie stark ineinander verschränkt diese ökonomischen, politischen, staatsbürgerrechtlichen und internen Schwierigkeiten doch waren.

Einführend widmet sich Kapitel 2 zuerst der Ausgangslage, in dem sich das Kloster Muri-Gries infolge der nach dem Ersten Weltkrieg erfolgten strukturellen Veränderungen befand. Nina Flurina Caprez bettet das Kloster dabei in die Geschichte Südtirols ein, nennt die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, kirchlichen wie auch verwaltungstechnischen Umbrüche jener Zeit und verknüpft diese jeweils gekonnt mit der klostereigenen Situation in der sich die Benediktiner wiederfanden.

Nachdem die Leserschaft in die exogenen Begleitumstände des Klosters eingeführt worden ist, gibt Kapitel 3 einen Einblick in die monastische Lebenswelt der Benediktiner. Nina Flurina Caprez geht in dieser Darstellung weit über den eigentlich von ihr angestrebten Zeitraum nach dem Ersten Weltkrieg hinaus und versucht zusammenfassend, ganz generell Grundprinzipien des klösterlichen Zusammenlebens anhand des Klosters Muri-Gries darzustellen. Ihr gelingt es dabei, die Fachbegriffe der monastischen Lebens-

welt so einzusetzen, dass der Text auch für Laien leicht verständlich bleibt. Die Krisensituation nach dem Ersten Weltkrieg nimmt einen wesentlichen Teil des Kapitels ein. Und gerade da ist das Ansinnen der Autorin nach einem transnationalen Ansatz hilfreich, indem sie exemplarisch aufzeigen kann, wie sich eine «Ordensgemeinschaft mit zwei Ökonomien in verschiedenen Staaten unterschiedlicher Politik, Verwaltung und Rechtsprechung» zurechtfinden musste (S. 65).

Die restlichen Kapitel verdeutlichen in der Folge auf je ihre eigene Weise den transnationalen Charakter des Klosters. So thematisieren sie das Beziehungsnetz der Mönche bis in die oberen Etagen der italienischen, schweizerischen und österreichischen Politik (Kapitel 4), die verschiedenen Pläne zur Rücksiedlung in die Schweiz oder anderweitige grenzüberschreitenden Reorganisationen innerhalb der Klostersgemeinschaft (Kapitel 6) sowie die Klosterökonomie in wirtschaftlich herausfordernden Zeiten (Kapitel 7). Kapitel 5 zur Mobilitäts- und Migrationsproblematik nimmt eine Sonderstellung ein. Darin widerspiegelt sich der transnationale Ansatz des Buches nämlich nicht mit dem Blick der in verschiedenen Länder tätigen Klostersgemeinschaft nach aussen, sondern es wird der Frage nachgegangen, wie sich die nach 1918 (neu) gesetzten Grenzen auf individuelle Grenzerfahrungen und die Mobilität der Klostersgemeinschaft ausgewirkt haben.

Ihrem gestellten Anspruch, am Beispiel der Ordensgemeinschaft zu untersuchen, «was der damalige soziale, wirtschaftliche und politische Wandel für eine solche Institution» bedeutete und dabei insbesondere den «individuelle[n] Alltagsaspekt, die klösterlichen Entwicklungen sowie die institutionellen Strategien» (S. 245) nachzugehen, kommt Nina Flurina Caprez detailliert nach. Sie zeigt auf, wie sich eine Gemeinschaft wie das Kloster Muri-Gries im Spannungsfeld der Nachkriegszeit seinen Herausforderungen stellte und gleichzeitig sich bietende Chancen erkannte. Der gewählte sozial- und kulturhistorische Ansatz wird bedient, zeigt aber auch auf, was – sofern quellenteknisch überhaupt möglich – fehlt. Während die manchmal auch konflikthafter Beziehungen zwischen den Mönchen und dem Abt immer wieder zur Sprache kommen, fehlt ein tieferer Einblick in das kommunikative Untereinander bei den Mönchen. Der individuelle Alltagsaspekt einzelner Mönche als solcher kommt dabei zu kurz, wird jedoch durch die eingehende Darstellung der täglichen Herausforderungen für die Gemeinschaft mehr als ausgewogen.

Martina Sochin-D'Elia, Eschen

Tobias Straumann, 1931. *Debt, Crisis and the Rise of Hitler*, Oxford: Oxford University Press, 2019, 240 Seiten.

Die deutsche Bankenkrise von 1931 nimmt einen prominenten Platz in der finanzwirtschaftlichen und der bankenhistorischen Forschung über die Ursachen von Bankenkrisen ein. Ihr immer noch hoher Stellenwert für die ökonomische Forschung wird auch daran deutlich, dass sich bekannte Ökonomen unserer Zeit wie Isabel Schnabel (Mitglied des Direktoriums der Europäischen Zentralbank) umfassend mit den Ursachen dieser Bankenkrise beschäftigt haben.

2019 veröffentlichte der Schweizer Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann die zu besprechende Studie, die erstmalig englischsprachigen Lesern eine allgemeinverständliche Geschichte dieser historischen Zäsur präsentiert. Er charakterisiert die Bankenkrise von 1931 als das dramatische Finale der gescheiterten alliierten Reparationspolitik, die durch das Haager-Abkommen (Young-Plan) von 1930 einen nur scheinbar gangbaren Weg beschriftet. Während das Haager-Abkommen die nationale Souveränität des Deutschen Reiches über die Reichsbank und die Reichsbahn vollständig wiederherstellte sowie die

vor allem psychologisch bedrückende Besetzung des Rheinlands durch französische Truppen früher als nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags beendete, erwies sich die finanzielle Entlastung Deutschlands aufgrund des zunehmenden Rückzugs kurzfristiger ausländischer Geldanlagen als unzureichend.

Straumanns Darstellung beeindruckt zum einen durch seine Multiperspektivität, die das Handeln der politischen Akteure in den Regierungen und Notenbanken aus der deutschen, der französischen, der britischen und der amerikanischen Perspektive ebenso anschaulich wie spannend vor den Lesern ausbreitet. Der Verfasser zeigt, dass der Bruch der letzten parlamentarischen Mehrheitsregierung im März 1930 den neuen Reichskanzler Hermann Brüning auf Gedeih und Verderb an die exekutiven Notverordnungsbefugnisse des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg kettete. Der Wahlerfolg der Nationalsozialisten in der Reichstagswahl 1930 führte zu umfangreichen Geldabzügen ausländischer Anleger, welche die bereits kritische Zahlungsbilanz des Deutschen Reiches weiter verschärften. So wie Brünings Außenminister Curtius die französische Regierung durch den populistischen, aber diplomatisch sehr unsensiblen Plan einer deutsch-österreichischen Zollunion unnötig verärgerte und einen möglichen französischen Kredit an das Reich verhinderte, schürte die zunehmend intensivere revisionistische Rhetorik der deutschen Rechten die nationalistische Intransigenz der politischen Elite Frankreichs.

Während die britische Regierung unter Ramsay MacDonald den deutschen Wünschen nach einer grundlegenden Revision des Haager-Reparationsabkommen wohlwollend begegnete, verschloss sich die amerikanische Regierung aufgrund der *beggar my neighbor*-Politik des Kongresses jedem Verzicht auf die amerikanischen Forderungen an Frankreich, der eine deutliche Reduzierung der französischen Reparationsforderungen an Deutschland ermöglicht hätte.

Straumanns Darstellung überzeugt durch solide Quellen- und Literaturkenntnisse, ohne grundlegend neue Erkenntnisse über die (Vor-)Geschichte der Bankenkrise von 1931 zu präsentieren. Finanzhistorisch interessierte Leser vermissen eine eingehende Beschäftigung mit den Thesen der umfangreichen Forschungsliteratur zur Bankenkrise, die von Historikern und von Ökonomen sowohl als Zahlungsbilanzkrise als auch als Strukturkrise der deutschen (Gross-)Banken gedeutet wurde und wird. Straumann stellt die Ursachen der sich zuspitzenden deutschen Zahlungsbilanzkrise überzeugend und sehr allgemeinverständlich dar, aber geht über die strukturellen Ursachen der drohenden Grossbankenkonkurse im Juli 1931 weitgehend hinweg. Endogene Krisenursachen wie das Fehlen einer staatlichen Bankenaufsicht, die unzureichende Kontrolle der grossen Kreditschuldner durch die Manager der Grossbanken und die Informationsasymmetrie zwischen Unternehmensleitungen und Aufsichtsräten werden nur *en passant* angesprochen, aber leider nicht eingehend analysiert. Obwohl das Buch nicht mit empirischem Datenmaterial geizt, werden die entscheidenden Bilanzkennziffern der Banken nicht berücksichtigt. Die Grafiken bleiben ohne eine Erläuterung des Autors, was etwa mit den «total reserves of the Reichsbank» (S. 86) gemeint ist, bleibt leider rätselhaft.

Insgesamt ist Straumanns Buch vor allem eine Geschichte der alliierten Reparationspolitik und der deutschen Revisionspolitik, aber nur in zweiter Linie eine Geschichte der Bankenkrise. Straumann zeigt höchst anschaulich, dass sich die finanzpolitischen Handlungsspielräume der Reichsregierung stetig verengten und der Primat der Revisionspolitik den Weg in die Zahlungsbilanzkrise noch beschleunigte. Brünings Intention, der Revision

des Haager Abkommens alle anderen (wirtschafts)politischen Ziele unterzuordnen, hätte jedoch eine eingehendere Darstellung verdient.

Christopher Kopper, Bielefeld

Guy P. Marchal, **Gustloff im Papierkorb. Ein Forschungskrimi**, Baden: Hier und Jetzt, 2019, 360 Seiten.

Drei Monate vor seinem Tod überraschte der angesehene Mediävist Guy P. Marchal Fachwelt und Publikum mit einem «Forschungskrimi», dessen Handlung in der Grenzstadt Basel während des «Dritten Reiches» angesiedelt ist. In seinem Werk hatte die Zeitgeschichte bislang nie eine eigenständige Rolle gespielt und lediglich im Kontext der Gebrauchsgeschichte von alteidgenössischen Mythen und schweizerischen Identitätskonstruktionen überhaupt interessiert. Doch in seinem letzten Buch nimmt Marchal den Leser, die Leserin auf eine zeitgeschichtliche Spurensuche mit, die in ihrer dokumentarisch präzisen Machart an Niklaus Meienbergs Buch *Die Welt als Wille und Wahn* (1987) erinnert.

Eine Hauptrolle spielt in Marchals Buch der windige deutsche Textilkaufmann Max Saurenhaus und dessen Verwicklungen in die nationalsozialistischen Umtriebe in der Schweiz. Früh schon engagierte sich dieser als Mitglied und Kassenwart der Basler Ortsgruppe der NSDAP. Seit 1931 Parteimitglied, diente er sich Wilhelm Gustloff mehrfach an, der von Davos aus die Landesgruppe Schweiz der NSDAP führte. Saurenhaus war der Kompagnon und Schwager von Paul Marchal, dem Vater des Autors. Allerdings geht es Guy Marchal in seiner letzten Publikation nicht so sehr um eine historische Aufarbeitung der Ortsgruppe Basel der NSDAP / AO. Am Beispiel seines «Nazi-Onkels» und seiner Machenschaften will er interessierten Laien vielmehr aufzeigen, wie aus zufällig überlieferten Überbleibseln der Vergangenheit nach einem zumeist chaotisch verlaufenden Forschungsprozess schliesslich eine wissenschaftliche Veröffentlichung entsteht. Charmant lädt er dazu ein, ihm bei seinem «*work in progress*» über die Schultern zu schauen.

Mit viel erzählerischem Talent macht der leidenschaftliche Historiker aus der Not, dass die Überlieferungslage zur Familiengeschichte und zur Basler Ortsgruppe der NSDAP dürr ist, eine Tugend. Quellenlücken füllt er mit dem aus, was er «kontrollierte Fiktion» (S. 128) nennt. «So viel Fantasie in die Fiktion eingeflossen ist, sie bemüht sich immer um Plausibilität» (S. 18), umschreibt er seine spezifische Methodik. Und das gelingt ihm über weite Strecken. «Gustloff im Papierkorb» ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil, der die Zeit zwischen 1816 und 1941 behandelt, wird die Geschichte der aus dem Dorf Bassenge im Königreich Belgien stammenden Familie Marchal rekonstruiert. In der Mitte der 1860er Jahre zog die Familie in die Stadt am Rheinknie, um dort ihr Glück zu versuchen. In Basel absolvierte der Grossvater des Autors eine Lehre als Kaufmann, die es ihm auch als Katholiken in der protestantisch dominierten Stadtgesellschaft ermöglichte, bis zum Inhaber einer Seidenhandelsfirma aufzusteigen, die schliesslich von Paul Marchal übernommen wurde. Die Firma war im Zwischenhandel von Rohseide und Seidenabfällen zwischen Anbietern in China, Japan und Indien und Spinnereien in Frankreich, Deutschland, Belgien, Grossbritannien und der Schweiz tätig.

Im Unternehmen arbeitete auch Max Saurenhaus, der sich auf den Handel mit der neu entwickelten Kunstseide spezialisierte und vor allem das Deutschlandgeschäft betreute. Auffallend oft war dieser nach 1933 auf Geschäftsreise in Deutschland, was Paul Marchal, der 1918 die Schweizer Staatsbürgerschaft erworben hatte und in der Kavallerie Militärdienst leistete, zunehmend misstrauisch machte. Bei einer dieser Abwesenheiten

fand Marchal im Papierkorb des gemeinsamen Kontors Schnipsel von Briefen, die er zuerst wieder mühsam zusammenkleben musste, bevor er den Inhalt lesen konnte. Sie lieferten den Beweis, dass Saurenhaus mit Wilhelm Gustloff, aber auch mit Parteistellen im Reich in engem Austausch stand. Das stürzte Marchal in ein Dilemma. Was sollte er als Mensch und «Patriot» jetzt tun? Saurenhaus war ja der Mann seiner Schwester und auch sein Geschäftspartner. Er entschied sich dazu, das Eidgenössische Politische Departement in Bern anonym über seinen Fund in Kenntnis zu setzen. Akribisch wird im zweiten Teil rekonstruiert, wie es Max Saurenhaus 1945 mit der tatkräftigen Hilfe des ehemaligen katholisch-konservativen Regierungsrates Rudolf Niederhaus gelang, eine gegen ihn bereits ergangene Ausweisungsverfügung wegen nationalsozialistischer Umtriebe rückgängig zu machen. Dabei kommt das vom Sozialdemokraten Fritz Brechbühl geleitete Polizeidepartement nicht vorteilhaft weg. Der dritte Teil dreht sich um den Gestapo- und Geheimdienstagenten Max Boese, der 1942 in engem Kontakt mit Saurenhaus stand. Boese war in Finanztransaktionen zwischen der Schweiz und dem Reich verwickelt, was Guy Marchal vermuten lässt, dass Saurenhaus als Geldkurier auch SS-Vermögen in die Schweiz verschoben habe. Die Jagd nach immer neuen Quellen führte den Autor schliesslich dahin, wo er anfänglich gar nicht hin wollte. Denn ursprünglich war eine Hommage an Paul Marchal geplant, der exemplarisch für die «Haltung jener widerständigen Generation» einfacher Bürger steht, die sich von der Politik der offiziellen Schweiz unterschied, die gegenüber dem mächtigen Grossdeutschland lange kühl berechnend lavierte.

Guy Marchal war ein Historiker, in dessen Brust auch ein Schriftsteller schlummerge. Dennoch legt der Mittelalterhistoriker keinen dokumentarischen Roman vor. *Gustloff im Papierkorb* ist ein vielschichtiges Werk, eine Mischung aus plausiblen Geschichten und wissenschaftlichen Rekonstruktionen, die interessante Einblicke in ein wenig bekanntes Stück der Basler Gesellschaftsgeschichte ermöglichen. Die eingestreuten Grundlagenreflexionen zum historischen Metier, etwa die Aufforderung, dass es Aufgabe jeder Forscherin, jedes Forschers sei, der Vergangenheit ihre Zukunft zurückzugeben, verleihen dem Text seinen eigentlichen Zauber. Freilich spielt kontrollierte Fiktion in grösseren oder kleineren Dosen verabreicht, auch wenn das nicht alle Fachkollegen gleichermassen gerne hören, in jedem Forschungsprozess eine Rolle. Gerade heute, in einer Zeit, in der Geschichte in vielen Ländern Europas schamlos instrumentalisiert wird, kann es nicht schaden, sich von Guy Marchal daran erinnern zu lassen: «Die <Geschichte> ist kein Gericht, sie ist eine Investigativinstanz. Sie deckt auf, was verborgen war oder verkannt worden ist; sie ruft in Erinnerung, was aus irgendeinem Grund – manchmal ganz bewusst – dem Vergessen anheimgestellt worden ist; sie überprüft, was als gängige historische Anschauung daherkommt; sie sucht neue Wege zu historischer Erkenntnis. Und sie präsentiert ihre Erkenntnisse in neuen Erzählungen und in aktualisierten Würdigungen» (S. 142).

Aram Mattioli, Luzern

Josef Zwicker, **Der Fall Charles Davis. Ein politisches Vergehen zwischen Polizeiraison und Strafverfolgung 1950–1951**, aus dem Nachlass herausgegeben von Sacha Zala, Bern: Diplomatische Dokumente der Schweiz, 2019 (Quaderni di Dodis, Bd. 11), 301 Seiten, 7 Abbildungen.

Am 2. November 1950 erfuhr Elisabeth Pfister, dass ihre Post sowie die ihres ehemaligen Mannes Frédéric Eggenschwyler, von dem sie geschieden war, an ein Unternehmen in Genf umgeleitet worden war. Ihre Unterschrift war gefälscht, und sie erkannte

auch von wem: vom US-Amerikaner Charles Davis, mit dem sie kurze Zeit liiert gewesen war. Eggenschwyler und Pfister erhoben Klage. Der damals 23-jährige Davis gab die Fälschung zu. Zunächst sah es so aus, als handele es sich um eine banale private Angelegenheit. Doch schnell stellte sich heraus, dass Davis Spionage betrieben hatte. Daraufhin wurde er am 23. November 1950 festgenommen.

Stück für Stück entfaltet Josef Zwicker den ausgesprochen komplexen Ablauf des Verfahrens, bis das ganze Ausmass des Skandals sichtbar wird. Die Spionagetätigkeit Davis', eines aus der US-Marine entlassenen, beruflich gescheiterten Mannes, der sich aus antikommunistischer Gesinnung, vielleicht auch auf der Suche nach einem Einkommen, dem Geheimdienst anbot, war eigentlich politisch ohne grosse Bedeutung, wurde dilettantisch bewerkstelligt und führte zu kaum ernsthaften Ergebnissen. Dennoch – oder gerade weil sie eigentlich unbedeutend war – machen die Affäre und ihre Untersuchung durch Zwicker Bemerkenswertes deutlich.

Bald war klar, dass Davis zahlreiche «linke» Personen, überwiegend Kommunisten, bespitzelt hatte, indem er sich selbst als einen Linken ausgegeben und damit sowie mit gefälschten Empfehlungsschreiben deren Vertrauen erschlichen hatte. Als sein Auftraggeber schälte sich das FBI in den USA heraus. Daneben nannte Davis noch das Komitee für «un-amerikanische Umtriebe» und den «Kommunistenjäger» Senator Joseph McCarthy. Ausgangspunkt sei gewesen, die Tätigkeit amerikanischer Linksextremisten in der Schweiz zu überwachen. Daraus hätten sich dann Berichte auch über diejenigen Schweizer Kommunisten ergeben, mit denen die US-Amerikaner Kontakt gehabt hätten. Das interessierte nun die Schweizer Behörden sehr. Statt Davis auszuschaffen, wie es die USA wünschten, liessen sie sich auf Weisung des Bundesrates von Davis ausführlich über die bespitzelten Linken informieren. Zahlreiche neue Fichen wurden auf dieser Grundlage angelegt. Dabei übernahm die Politische Polizei Davis' Angaben ungeprüft, obwohl es sich – wie sich herausstellte – überwiegend schlicht um fehlerhafte oder gar erfundene Denunziationen handelte. Für die Betroffenen hatte das vielfach nachteilige Folgen.

In den Vorlagen an den Bundesrat kam es zu einer folgenreichen «Verschiebung» (S. 13 u. ö.): Die Bundesanwaltschaft erwähnte das FBI nicht mehr als Auftraggeber. Stattdessen nahm nun McCarthy mehr und mehr eine prominente Rolle ein – obwohl er lediglich am Rande mit Davis etwas zu tun gehabt hatte, dieser hatte nur mit ihm angegeben. Der stellvertretende Bundesanwalt René Dubois, der neben dem Chef der Bundespolizei, Werner Balsiger, in diesem Fall eine entscheidende Rolle spielte, benutzte diese Verbindung jedoch, um auch intern vom FBI abzulenken. Man wollte offenbar die USA nicht verärgern. Dahinter standen nicht zuletzt wirtschaftliche Interessen – unmittelbar im Handel mit den USA sowie indirekt aufgrund des Druckes, den die USA auf die Schweiz aufgrund ihrer wirtschaftlichen Beziehungen mit den kommunistischen Staaten Osteuropas ausübten. Das von den Behörden gezeigte Entgegenkommen gegenüber den USA, das sprachlich manchmal an ein Anbiedern grenzt, ist durchaus eindrucksvoll.

Deutlich wird in diesem Verfahren die fehlende Trennung der Ebenen Polizei, Geheimdienste, Bundesanwaltschaft und Politik, aus der eine «Vermischung der Funktionen» folgte (S. 269). Der Staatsschutz war wichtiger als die Rechtsstaatlichkeit mit einer echten Gewaltenteilung. Bei Politikern und Behördenvertretern herrschte als Selbstverständlichkeit ein antikommunistischer Grundkonsens. Man sprach von der «inneren Front» bei der Bekämpfung des Kommunismus (S. 215). Heute kaum noch nachvollziehbar, befürchtete man damals einen Putsch – gerade in Genf, wo die Kommunisten relativ

stark waren – und traf geheime Vorkehrungen mit verschärften Staatsschutzbestimmungen.

Im Sommer und Herbst 1951 kam der Fall vor den Untersuchungsrichter und das Bundesgericht in Lausanne. Wieder hielt die Bundesanwaltschaft das FBI aus dem öffentlichen Verfahren heraus. Untersuchungsrichter Raymond Jeanprêtre ging höchst oberflächlich vor und vermied es auch in seinem fragwürdigen Abschlussbericht, vertieft Aufklärung zu schaffen. Er entschuldigte das selbst in seinem Begleitschreiben damit, er habe wegen starker Ischias-Schmerzen das Bett hüten müssen und deshalb das Dossier bei der Abfassung des Berichts nicht nutzen können. Tatsächlich dürfte die Tätigkeit des Untersuchungsrichters als Mitglied einer Kommission, die wichtige Verhandlungen mit Vertretern der USA führte, seine Ausarbeitung beeinflusst haben. Die USA sollten in der Öffentlichkeit nicht in einem schlechten Licht erscheinen. Ähnlich dachte auch die Bundesanwaltschaft.

Schliesslich fand dann am 15. und 16. Oktober 1951 der Prozess vor dem Bundesgericht statt. Besondere neue Erkenntnisse ergaben sich nicht. McCarthy galt als Auftraggeber Davis', der aus eigenem Antrieb gehandelt habe. Seine Spionage habe er somit nicht im Auftrag einer staatlichen Behörde der USA, sondern höchstens im Interesse dieses Staates betrieben. Bundesanwalt Dubois schreckte nicht davor zurück, den Angeklagten herabzuwürdigen. Er sei ein «amoralisches und verdorbenes Individuum», «ein Angeber und Lügner». Möglicherweise habe dies etwas mit Vererbung zu tun. Davis sei «von sehr durchschnittlicher Intelligenz, was aber nicht heisst, dass er strohdumm ist. Wie alle Leute seiner Sorte – und vielleicht seiner Rasse – fehlt es ihm nicht an Schlaueit. Er ist sogar durchtrieben und manchmal geschickt» (S. 250). Dass Davis in fast allen offiziellen Berichten als «Neger» bezeichnet wird, ist in der damaligen Zeit nicht besonders auffällig, obwohl der Begriff auch schon damals abwertend gemeint war. Doch hier äussert sich einer der höchsten Repräsentanten des Staates in seiner Anklagerede deutlich rassistisch. Soweit ersichtlich hat das damals niemand gerügt. Verurteilt wurde Davis wegen politischen Nachrichtendienstes zu acht Monaten Gefängnis, getilgt durch die Untersuchungshaft, und zu zehn Jahren Landesverweis. Am 20. Oktober 1951 reiste Davis zurück in die USA.

Josef Zwicker (1944–2017), von 1992 bis 2007 Staatsarchivar von Basel-Stadt, wurde durch seine Lektüre einer merkwürdigen Korrespondenz zwischen verschiedenen Departementen des Bundesrates auf diesen Fall aufmerksam. Nach seiner Pensionierung ist er ihm – wie es seine Art war – gründlich, präzise und hartnäckig nachgegangen. Das Manuskript war bei seinem Tod fast abgeschlossen. Sacha Zala hat dann daraus dankenswerterweise, zusammen mit Mitarbeitern und unterstützt von der Familie, das vorliegende Buch fertiggestellt. Es liest sich teilweise wie eine Kriminalgeschichte und ist zugleich ein Muster historischen Arbeitens.

Zwicker versetzt sich in die Sichtweisen der betreffenden Personen hinein und urteilt nicht von aussen. Seine Interpretationen sind somit nicht einfach plakativ – was in Anbetracht der skandalösen Umstände naheliegend wäre –, sondern differenziert und deshalb umso überzeugender. Er lässt uns – nicht zuletzt in den ausführlichen Anmerkungen – an seinen Überlegungen und Forschungsschritten teilhaben. Gerade für Studierende ist das Buch lesenswert, weil es zeigt, wie man mit Quellen umgehen muss und wie man zu überzeugenden Interpretationen kommt. Geschult durch seine Erfahrungen als Archivar und als bei František Graus in die Lehre gegangener Mittelalter-Historiker liest Zwicker die Quellen besonders sorgfältig. Auch Randbemerkungen, Anstreichungen oder

Stempelaufdrucke bezieht er in seine Analyse ein. Auf diese Weise kann er zum Beispiel den Austausch eines Dokumentes – wahrscheinlich durch Bundesanwalt Dubois – nachweisen, der die Verwicklung des FBI in die Affäre vertuschen sollte.

Josef Zwickers Buch macht nachdenklich, wirft ein erhellendes Licht auf die damalige Zeit sowie auf die Verhältnisse in der Schweiz und kann damit die zukünftige Forschung zur Periode des Kalten Krieges anregen. Darüber hinaus ist es ein Vorbild für geschichtswissenschaftliches Arbeiten und für die Reflexion von Methoden, Vorgehensweisen und Argumentationen.

Heiko Haumann, Basel / Elzach-Yach

Aude Joseph, Neuchâtel. **Un canton en images. Filmographie tome 2 (1950–1970)**, Neuchâtel: Alphil, 2019, 492 pages.

Entreprise pionnière et de longue haleine, c'est en ces termes que l'on peut saluer l'édition de ce deuxième volume de la filmographie neuchâteloise que l'on doit à Aude Joseph, laquelle dirige le Département audiovisuel (DAV) de la Bibliothèque de la Chaux-de-Fonds. Avec la complicité de Roland Cosandey, historien du cinéma, elle a construit un objet original et d'une ampleur sans équivalent à ce jour dans l'espace régional suisse: recenser la production filmique sur pellicule, conservée ou non, qui documente le canton de Neuchâtel, de 1900 à 1970.

En 2008, 199 productions antérieures à 1950 avaient été dénombrées.¹³ S'ajoutent désormais 272 titres, hors production télévisuelle, pour les vingt ans qui suivirent dont 55 % en format 35 mm, alors que ce format professionnel dominait largement la première période (80 %). La part des films de petit format serait d'ailleurs plus forte pour la période post-1950 si l'entrée en archives des films amateurs avait été moins sélective et si ces productions avaient pu être prises en compte. Autre fait notable, la part des films connus par simple signalement secondaire chute entre les deux périodes de 30 % à 5 % du corpus.

D'un livre à l'autre, les principes rédactionnels demeurent: les métadonnées sont réparties en huit champs. Ceux-ci identifient matériellement les copies, leur lieu de conservation et de consultation. Deux champs fondamentaux et délicats du point de vue rédactionnel, complètent le dispositif pour chaque film: une description et un commentaire. La description, comme dans le premier tome, s'adapte à la réalité matérielle du film. Elle donne une restitution littéraire, attentive à tous les intertitres et respectueuse de la linéarité du déroulé, sinon par plan, du moins par séquences faisant sens. Aucune norme n'est appelée à la rescousse de ces énoncés volontairement hétérogènes. Quant au commentaire, il offre des informations sur la production comme sur la réception des films, souvent glanées dans la presse ou, dans certains cas, obtenue directement auprès du cinéaste. Le commentaire sert également à synthétiser des éléments biographiques sur le réalisateur. Attention toutefois, ces données biographiques n'apparaissent que dans la notice de la première production de chaque auteur. Ce parti pris rend d'autant plus nécessaire le recours à l'index onomastique (559 entrées). Cet index n'est d'ailleurs pas le seul produit. S'ajoutent 261 descripteurs thématiques et 536 entrées d'index renvoyant à des lieux, des personnes morales ou des titres de films cités en écho aux productions analysées. Structurellement, la continuité avec le tome 1 de 2008 est respectée et donne toute sa cohérence à l'entreprise.

¹³ Aude Joseph, Neuchâtel. *Un canton en images. Filmographie, tome 1 (1900–1950)*, Hauterive 2008.

La cohérence interne du projet ne dit pas tout. Que penser de l'entreprise? En 2008, Roland Cosandey soulignait l'intérêt d'une filmographie capable de mettre en regard ce qui a été préservé de ce qui a été perdu ou resté introuvable et qui ne limite pas son propos à ce que l'institution possède stricto sensu. Filmer le canton est affaire du DAV mais pas seulement du DAV.

La question des sources, des conditions de leur production comme de leur préservation, de tout ce qui participe du périmètre de la recherche en somme, est une question qui tarade toute démarche historique. Elle reste souvent étrangère à l'inventaire de l'archiviste, centré sur ce qu'il a en main et qui mentionne avant tout les «sources complémentaires», directement liées à l'unité qu'il décrit, en bon élève des normes archivistiques. Qui pourrait lui en vouloir? À l'heure de la numérisation et du numérique natif, aborder les archives à la manière d'un catalogue raisonné en identifiant l'existant dispersé et l'absent, semble tâche titanesque. Les quinze années de travail d'Aude Joseph en témoignent. La question n'est donc pas de savoir si cette entreprise devait déboucher sur des livres ou sur une base de données. La structure des livres montre que, même si elle reste à implémenter, la base de données est possible. Mais notre temps est impatient et demande à voir. L'inventaire ou la bibliographie laissent place à la bibliothèque numérique. Les archives audiovisuelles n'échappent pas à cette demande vite limitée par la gestion des droits. Les deux DVD produits en parallèle de la filmographie avec la Cinémathèque suisse comblent en partie cette demande.¹⁴ Curieusement, cependant, les notices du deuxième tome omettent tout renvoi au DVD produit en 2013.

Mais l'enjeu d'une telle publication, comme le rappelle Roland Cosandey, est aussi et surtout dans la volonté de poser la question du cinéma, de jouer carte sur table. Ces films existent ou ont existé: la filmographie, qu'on cherche désespérément dans les lectures recommandées aux étudiants en «histoire et esthétique du cinéma», est sans appel. Publicitaires, politiques, ethnographiques ou de «famille», ces films s'inscrivent dans une culture et une économie. Ils interrogent sur la manière même dont on doit penser le cinéma, par-delà une hiérarchie des créateurs de fiction ou de documentaristes primés. Il s'agit bel et bien de formuler un programme scientifique, celui des usages sociaux des films (fictionnels ou non, hybrides aussi), des conditions de leur production, de leur circulation et des sociabilités qu'ils ont pu nourrir. Sur ce point, l'ouvrage cité d'Yvonne Zimmermann sur un cinéma documentaire et didactique à l'échelle suisse est une première réponse à cet élargissement de la perspective.¹⁵ La filmographie est là pour stimuler ces approches nécessaires.

Frédéric Sardet, Genève

Omar Gueye, Mai 1968 au Sénégal. Senghor face aux étudiants et au mouvement syndical, Paris: Karthala, 2017, 336 pages.

Pour qualifier les incidents de mai 1968 au Sénégal, l'ancien président Abdou Diouf qui a succédé à Léopold Sédar Senghor en 1981, parle pudiquement de «turbulences qui grèpent par moments la machine». Omar Gueye montre dans son ouvrage qu'il s'agit

¹⁴ Vincent de Claparède, Jacques Mühlethaler, Roland Cosandey et Aude Joseph, Neuchâtel. Un canton en images 1910–1950, Lausanne 2009; Jacques-André Humair, Aude Joseph, Roland Cosandey et Frédéric Maire, Neuchâtel. Un canton en images (1950–1970), Lausanne 2013.

¹⁵ Yvonne Zimmermann avec les contributions d'Anita Gertiser et Pierre-Emmanuel Jaques, Schaufenster Schweiz. Dokumentarische Gebrauchsfilm 1896–1964, Zurich 2011. Voir la recension de l'ouvrage par Mirco Melone dans la Revue Suisse d'histoire 65/n°3 (2015), pp. 489–491.

en fait d'une immense vague de contestations sociales et politiques qui non seulement ébranle sérieusement le pouvoir présidentiel, mais qui s'étend bien au-delà des frontières sénégalaises. La répression est également brutale, avec la déportation d'étudiants au camp Archinard, l'éloignement des principaux responsables syndicaux et l'expulsion de tous les étudiants étrangers qui représentent alors les deux tiers des effectifs de l'Université de Dakar.

Alors qu'après le cinquantenaire de mai, l'historiographie est marquée par le *global turn*, un tel ouvrage permet de souligner l'importance de Dakar à la fois comme réceptacle et comme centre de la contestation. La prise en compte de l'ancrage local, si important pour comprendre le mouvement planétaire comme le remarquait Françoise Blum dans une étude sur le même sujet, est indéniablement l'un des principaux mérites de cette étude. Cette histoire urbaine de Dakar, du campus à la Medina en passant par l'Usine Ben-Tally, permet aussi d'approcher les événements au plus près: aux scènes de guérilla entre étudiants et syndicalistes d'un côté et forces policières puis militaires de l'autre, succèdent des moments où la ville, en grève et sous couvre-feu, est comme suspendue. Cette micro-perspective, à défaut d'être une micro-histoire qui nécessiterait de mieux prendre en compte les différents points de vue des acteurs, permet néanmoins d'éclairer l'intervention des « médiateurs sociaux », tels que les marabouts, khalifes, associations de parents d'élèves qui, presque unanimement, se rangent derrière Senghor. Les Pères dominicains font exception: pour des raisons politiques – ils étaient nombreux à soutenir Mamadou Dia, l'ancien rival de Senghor – et humanitaires contre la violence du pouvoir, ils abritent des étudiants étrangers.

Un deuxième apport réside dans l'élargissement de l'histoire de la contestation étudiante à celle des luttes syndicales. Si la jonction est autant fragile qu'éphémère, elle permet de mieux comprendre l'intensité du mouvement et la complexité face à laquelle le pouvoir doit faire face. D'un côté, l'enseignement supérieur sénégalais, à vrai dire encore très majoritairement financé par la France, est un atout du pays dans la région. De l'autre, la faitière syndicale (*Union nationale des Travailleurs du Sénégal*) a des relations ambiguës avec le pouvoir dans un régime à parti unique, et se déchire entre grévistes et loyalistes.

Sur Senghor, cette recherche fournit une troisième contribution avec un éclairage original et nuancé. Comment le président poète, chantre de la négritude et de la civilisation de l'universel, réagit-il aux manifestations étudiantes? En insérant le mai dakarais dans la question sociale et syndicale, l'auteur montre un Senghor au double discours: fermé dans un premier temps et vis-à-vis des étudiants étrangers, compromis dans un second temps qui se traduit par un remaniement ministériel tout en douceur et, finalement et non sans surprise, l'approbation des revendications étudiantes en septembre. En insistant sur l'origine étrangère de la contestation, il trouve d'abord un bouc émissaire idéal qui ne remet pas en cause les équilibres internes, mais fragiles. En particulier, le parti de Senghor, l'*Union progressiste sénégalaise-Parti socialiste*, est usé par les années de pouvoir. Cet affaiblissement suscite l'impatience de l'armée qui, tout en restant loyale, s'engage dans un rapide retour à l'ordre. Comme le rappelle Gueye, plusieurs pouvoirs de la région vacillent, notamment à Bamako où Modibo Keita sera renversé par les militaires en novembre 1968. Dans cette constellation, le président apparaît tantôt habile, tantôt anxieux face aux militaires, ce qui explique en partie le passage rapide entre une phase répressive et une phase de compromis.

L'ouvrage est divisé en quatre parties portant respectivement sur le déroulement de la crise, l'Université de Dakar, le rôle de Senghor et les « leçons » des événements. La

première partie reste très événementielle, mais est essentielle pour comprendre précisément les courts moments de jonction des luttes, le rôle des divers acteurs syndicaux, religieux et politiques, et la reprise en main par le pouvoir. La deuxième partie rappelle d'abord la mutation très rapide de l'université dakaroise qui devient multinationale et que l'État doit progressivement prendre en charge, alors que demeurent les enseignants français. Ce néocolonialisme nourrit d'ailleurs les revendications étudiantes, mais c'est avant tout la réduction des bourses qui met le feu aux poudres. Si cette question, liée à la massification universitaire, est comparable à d'autres lieux de contestation, l'auteur rappelle certaines spécificités. Les étudiants boursiers sont dans une situation privilégiée qui affaiblit leur capacité à élargir la base de sympathie. Et dans le cas des étudiants boursiers venant de milieux défavorisés, la bourse dont le contenu est redistribué dans le cadre familial constitue un moyen de survie.

La troisième partie aborde le contexte politique et idéologique du milieu étudiant et ses connexions avec l'extérieur. La contestation démarre dès 1966 avec les premières manifestations contre la Guerre du Vietnam, suscitées par l'*Union internationale des étudiants*. Durant ces années, de nouveaux courants travaillent le monde étudiant, en particulier les maoïstes et les membres du *Parti Africain de l'Indépendance*. L'ouvrage a toutefois tendance à plaquer certains courants politiques et culturels sur le monde étudiant sénégalais sans entrer plus profondément sur les pratiques culturelles et les réactions qu'elles peuvent susciter. Les étudiantes, très minoritaires sur le campus dakarois et auxquelles l'auteur consacre un chapitre, ne sont pas restées dans les mémoires de ces années. En tous les cas, le monde étudiant a formé un milieu d'opposition au pouvoir senghorien, après que l'opposition politique fut laminée en 1962. Relevons encore que si Dakar fonctionne comme réceptacle, la révolte s'exporte elle aussi, comme le montre l'épisode du Prix de la Paix remis par les Libraires allemands à Francfort en 1968: la Fédération allemande des Étudiants socialistes se montre solidaire de leurs camarades sénégalais et organise plusieurs manifestations de soutien pour perturber la cérémonie.

La dernière partie revient sur les conséquences de la révolte avec notamment un chapitre sur le rôle des Dominicains dans le soutien à demi-mot aux étudiants. Alors que Senghor menace de les expulser, cette affaire qui remonte jusqu'à Rome montre l'équilibre fragile entre les ordres catholiques et les confréries musulmanes. Cette partie s'achève sur le constat d'un renforcement de l'armée au sein du régime senghorien qui parvient toutefois à la canaliser.

Le concept de génération ne figure pas dans cet ouvrage. Alors que l'auteur aborde le rôle des associations de parents d'élèves qui s'opposent à la contestation, on se demande comment les clivages entre parents et enfants ont été vécus et si ces clivages ont nourri la contestation. Alors que l'auteur parle d'«angoisse existentielle» dans le contexte de la «post-colonie», on aimerait en savoir plus sur les formes de déception des jeunes face aux rêves indépendantistes de leurs parents.

L'iconographie de l'ouvrage accentue cette absence de l'expérience vécue, qui pourrait être illustrée par des tracts et des clichés de la contestation. Essentiellement constituée de portraits d'hommes de pouvoir, et plus encore du pouvoir, elle semble montrer que la répression n'a pas seulement triomphé des manifestants de 1968, mais aussi dans les imaginaires. On est semblé-t-il face aux archives du pouvoir sans opposition. Si aucune image n'atteste du mouvement, alors cela aurait pu faire l'objet d'une analyse sur le déséquilibre de la documentation. Et si au contraire des images

existent, alors elles auraient pertinemment complété un ouvrage qui, malgré ces quelques réserves qui sont autant de pistes, est déjà une référence incontournable sur le sujet.

Matthieu Gillibert, Fribourg

David Gugerli, *Wie die Welt in den Computer kam. Zur Entstehung digitaler Wirklichkeit*, Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 2018, 256 Seiten, 20 Abbildungen.

Technikhistorische Computergeschichten erzählen nur zu oft, wie der Computer in die Welt kam. David Gugerli, Professor für Technikgeschichte an der ETH Zürich, hingegen beginnt bereits im ersten Satz mit einer Irritation: Sein Buch werde stattdessen berichten, wie die Welt in den Computer kam. So unscharf dieses Vorhaben zunächst scheint, klärt sich das Ziel in der Einleitung. Die Monografie spürt der Nutzbarmachung des Computers nach. Sie negiert damit die übliche Geschichte erfolgreicher Technikpioniere und retrospektiv logisch erscheinender Abfolgen technischer Entwicklungen, die den Computer zu einem immer schnelleren, kleineren und ubiquitären technischen Artefakt machten. Im Fokus steht vielmehr der Umzug der analogen in die digitale Welt des Computers.

Das quellenreiche Buch fokussiert sich auf die Sichtung zeitgenössischer Schriften, die die Verständigungsarbeit um die Planung, Diskussion und Umsetzung von Computertechnologien und -projekten offenlegen. Als Hauptquelle dienen die Bestände der *Association for Computing Machinery* (ACM). Zudem werden verschiedene, teils kurzweilige historische Werbeprospekte auf ihre Versprechen und Darstellungsformen hin untersucht.

In sieben Kapiteln entfaltet sich eine Geschichte der Digitalisierung in einem Zeitraum von den frühen 1950er bis in die 1980er Jahre. Der Autor legt auf dieser Strecke einige, wie er es selbst nennt, Überraschungen frei, die auch am Ende noch einmal kurz zusammengefasst werden:

1. Das Rechnen selbst verschwindet im Rechner. Anhand verschiedener Quellen lässt sich zeigen, dass es in der Frühphase kommerzieller Computer kaum Bedarf an automatisierten Rechnen gab, denn diese Tätigkeit war bereits gut im Büroalltag integriert. So ist es kein Zufall, dass IBM in Frankreich den Namen «ordinateur» – Ordner – entwickeln lässt, denn das Sortieren von Daten scheint die vielversprechendere Aufgabe, während das Rechnen in der Blackbox des Computers verschwindet.

2. Immer wieder unterschätzt hat man bei der Entwicklung des Computers den Aufwand für die notwendige Formatierung der Umwelt. Den grössten Teil der Arbeit machte oft nicht das Programmieren oder Prozessieren, sondern das Vorbereiten von Daten, so dass diese überhaupt erst ihren Weg in den Computer finden konnten. Dabei gab der Computer die notwendige Struktur vor, die nicht nur Auswirkung auf die Erhebung und Verwaltung von Daten, sondern ganze Organisationsstrukturen hatte. Anhand dreier aufschlussreicher Fallbeispiele – der Digitalisierung der Verwaltung des Kneipp-Kurorts Bad Wörishofen, dem gescheiterten Ubisco-Grossprojekt der Schweizer Bankgesellschaft und der Einführung elektronischer Fahndungshilfen beim deutschen Bundeskriminalamt – wird gezeigt, wie Digitalisierungsprojekte weit umfassendere Umstellungen erforderten, als zunächst angenommen wurde. Je nach Anpassungsfähigkeit der Organisationen endeten diese Umstellungen entweder erfolgreich oder katastrophal.

3. Im Betriebssystem lassen sich Politik und Ökonomie des digitalen Raums aufzeigen: Ab den 1960ern ermöglicht das Time-Sharing-Verfahren eine optimierte Auslastung von Computeranlagen durch den Mehrbenutzerbetrieb. Hierfür muss das Betriebssystem

Ressourcen und Nutzerrechte verwalten und zuteilen, um kostspielige Rechenzeit optimal nutzbar zu machen.

4. Die Mission Control der NASA ist das Extrembeispiel der Synchronisation des Computers mit der Aussenwelt. Es zeigt sich, dass Computer durch eine weitreichende Peripherie entlastet werden müssen, um *real time* arbeiten zu können. Zugleich bietet die NASA ein umfassendes Modell von Überwachung, Kontrolle und Steuerung und bringt mit einem heterogenen digitalen Mediendispositiv zugleich das Bild des Mondes auf die Erde.

5. In den 1970er Jahren bildet sich ein Flickenteppich an Netzwerken heraus, wobei kein Hersteller das Wettrennen um eine Standardisierung der Netzwerkprotokolle gewinnt. Erst mit *TCP/IP*, das sich nur auf die Vernetzung heterogener Netze spezialisiert und lokale Netze den Betreibern überlässt, findet sich eine weltweit akzeptierte Lösung. Ähnlich strukturiert ist die Entwicklung der Speicher, die den Computer zu einem Verbund verschiedener Speicher werden lässt, bei welcher der Hauptspeicher von einem Makel als notwendiges Hilfssystem zu Überbrückung langsamer Peripherie zu dessen wichtigstem Element wird.

6. Entgegen einer verbreiteten Erzählung kalifornischer Gegenkultur war der Personal Computer zunächst keine Verschiebung von Hobby und Heim in den Rechner, sondern ein Werkzeug zur Verlagerung kleiner, alltäglicher Büroarbeiten in mit Mikroprozessoren ausgestatteten Maschinen, die sich von den grossen, vernetzten Datenverarbeitungsanlagen abgrenzten.

Am Ende der Erzählung steht die am CERN entwickelte Verlinkungstechnologie des World Wide Web als Methode gegen das Vergessen institutionellen Wissens. Mit dieser Episode schliesst Gugerli und unterstreicht, dass es Zufall sei, dass zu diesem Zeitpunkt auch andere Epochenwechsel stattfinden. Der Umzug der Welt in den Computer ist mit dem World Wide Web abgeschlossen. Der Frage nach der Autonomie des Digitalen zum Beispiel in Suchmaschinen und für Menschen kaum noch verständlichen IT-Systeme, die sich ab den 1990ern stellt, will das Buch nicht mehr nachgehen, zeigt sie aber als möglichen Anschlusspunkt auf.

Im Kanon technikhistorischer Computergeschichten ist das vorliegende Buch besonders hervorzuheben. Die quellenreiche, essayistisch geschriebene Studie erweitert den Diskurs durch einen Perspektivwechsel. Dabei bewegt sie sich von einer reinen Computergeschichte hin zu einer Digitalisierungsgeschichte, ohne jedoch die Hardware aus dem Auge zu verlieren. Besonders hervorzuheben sind die Fallstudien, die das Buch um konkrete Einsichten bereichern und theoretische Überlegungen mit praktischen Erfahrungen kontrastieren. Diese Mischung aus historischer Techniksoziologie und dem Herausarbeiten technischer Details entspricht vielleicht nicht den Erwartungen an eine stringente Technikhistorie, verspricht dafür aber eine nachhaltig anregende Lektüre.

Caspar Clemens Mierau, Berlin

Sabine Jenzer, Willi Keller, Thomas Meier, **Eingeschlossen. Alltag und Aufbruch in der psychiatrischen Klinik Burghölzli zur Zeit der Brandkatastrophe von 1971**, Zürich: Chronos, 2017, 166 Seiten, 82 Abbildungen.

Das Buch *Eingeschlossen* hat eine tragische Vorgeschichte. Als am 26. März 1971 in der Zürcher Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli ein fataler Brand ausbrach, starben 28 Patienten. Ihnen ist das zu besprechende Buch gewidmet. Aufgrund des Unglücks musste damals auch eine geplante Ausstellung abgesagt werden, für die der

Psychiatriepfleger, Künstler und Fotograf Willi Keller den Klinikalltag mit der Kamera festgehalten hatte. Die Fotografien gerieten danach in Vergessenheit. Erst 2014 entdeckte Keller sie in seinem privaten Archiv wieder und bot sie dem Staatsarchiv Zürich an. Der Staatsarchivar Beat Gnädinger erkannte den ausserordentlichen Wert der Aufnahmen und initiierte ein Buchprojekt, für das er die beiden Historiker*innen Sabine Jenzer und Thomas Meier gewinnen konnte.

Eingeschlossen gliedert sich in drei Teile: Die Fotografien und Texte Kellers bilden den Hauptteil und werden von kontextualisierenden Beiträgen Jenzers und Meiers umrahmt. Im ersten Teil schildern sie das Brandunglück und dessen unmittelbaren Folgen. Basierend auf Interviews mit dreizehn ehemaligen Ärzt*innen und Pfleger*innen beleuchten Meier und Jenzer im dritten Teil verschiedene Aspekte des Klinikalltags.

Hauptsächlich gestützt auf amtliche Dokumente und Presseberichte zeigen Meier und Jenzer im ersten Teil, wie es durch eine Verkettung unglücklicher Umstände zur Brandkatastrophe kam. Der Brand ereignete sich mitten in einer Phase gesellschaftlicher Umwälzungen, die auch vor der Psychiatrie nicht Halt machten, und legte schonungslos bestehende Missstände offen. Dass viele Patient*innen, wie bereits der Titel andeutet, innerhalb der Klinik *eingeschlossen* waren, trug massgeblich zur Katastrophe bei. Im Nachgang an die medial breit und kontrovers rezipierte Tragödie klagte die Bezirksanwaltschaft den diensthabenden Nachtpfleger wegen Fahrlässigkeit an. Die genaue Ursache des Feuers sowie die Schuld des Angeklagten konnten jedoch nicht ermittelt werden, weshalb das Verfahren 1972 mit einem Freispruch endete. In mediale Kritik geriet ferner der Verwaltungsdirektor des Burghölzli, dem diverse Nachlässigkeiten angelastet wurden. Eine unabhängige Untersuchung entkräftete diese Vorwürfe später.

Die über achtzig Schwarz-Weiss-Fotografien von Willi Keller aus den verschiedenen Männerabteilungen des Burghölzli bilden den zweiten Teil und das Herzstück des Buchs. In den Begleittexten greift Keller jeweils einen bestimmten Aspekt des Klinikalltags heraus und stellt einzelne Patienten vor. Die als dokumentarisch zu charakterisierenden Fotografien bieten einen einmaligen Einblick in den eintönigen Alltag der Klinikpatienten. So zeigt Keller mit seinen Fotografien, dass in erster Linie die Aufenthalte im Hof sowie Spiele wie Federball und Schach den Patienten etwas Abwechslung in den ansonsten repetitiven täglichen Routinen boten. Als Angehöriger des Pflegekörpers gelang es Keller, den Klinikalltag weitgehend ungestört und mit einem empathischen Blick einzufangen, wie es Aussenstehende kaum vermocht hätten.

Der dritte und letzte Teil widmet sich zunächst dem Burghölzli, dessen organisatorischem Aufbau sowie der Klinikatmosphäre mit ihren spezifischen Geräuschen und Gerüchen. In den nachfolgenden Ausführungen steht der Alltag des Personals im Zentrum. Um den Rahmen des Buchprojekts nicht zu sprengen, verzichteten Jenzer und Meier bewusst darauf, die «nicht minder interessante und wichtige Perspektive» der ehemaligen Patient*innen miteinzubeziehen.

Deutlich wird in diesem Kapitel, dass die Hierarchien 1970 sehr steil waren und die medizinischen und pflegerischen Berufsgruppen weitgehend getrennt voneinander lebten. Im Klinikalltag tauschten sich die Assistenzärzt*innen hingegen rege mit dem Pflegepersonal aus, da letzteres deutlich mehr Zeit mit den Patient*innen verbrachte.

Weiter erfahren die Leser*innen, dass in therapeutischer Hinsicht um 1970 eine ganze Palette neuer Methoden eingeführt wurde, die die umstrittenen sogenannten «grossen körperlichen Kuren» – die Insulinschocktherapie, die Schlaf- und die Fieberkur sowie die Elektroschockbehandlung – schrittweise ablösten. So setzten die Ärzt*innen im Zuge

der «pharmakologischen Wende» bei der Behandlung der Patient*innen seit Mitte der 1950er vermehrt auf Medikamente, zu deren Erforschung im Burghölzli eigens eine Forschungsabteilung aufgebaut wurde. Zudem gelangten nicht-medikamentöse Therapiemethoden wie beispielsweise die Ergotherapie oder Gruppentherapien zu standardmässiger Anwendung.

Einzelne Verbesserungen in den täglichen Routinen der Patient*innen initiierte die sogenannte Basisgruppe, die sich inspiriert von der 68er- und der Antipsychiatriebewegung um 1970 formiert hatte und sich sowohl aus Pfleger*innen als auch Ärzt*innen zusammensetzte. Die Klinikleitung verhielt sich zurückhaltend, zeigte sich aber zumindest teilweise offen für die Ideen der Basisgruppe.

Rückblickend bewerten die interviewten Pfleger*innen und Ärzt*innen die Weichenstellungen um 1970, die eine gesellschaftliche Wiedereingliederung der Patient*innen als primäres Ziel, bauliche und infrastrukturelle Massnahmen sowie schliesslich den Ausbau niederschwelliger und ambulanter Angebote umfassten, durchweg positiv. Gleichwohl sieht das Gros die Entwicklung hin zur «Drehtürpsychiatrie» mit zwar verkürzten, dafür aber oft wiederholten Klinikaufenthalten kritisch.

Sabine Jenzer und Thomas Meier ist es gelungen, aufschlussreiche Einblicke in das Leben hinter den Anstaltsmauern zu geben. Obwohl sie einleitend ausführen, dass sie lediglich «Schlaglichter» auf die zu weiten Teilen entweder noch ungeschriebene oder revisionsbedürftige Psychiatriegeschichte werfen können, ist *Eingeschlossen* auch für die Wissenschaft von hohem Wert. Dies zum einen aufgrund Kellers intimer fotografischer Dokumentation, die einmalige plastische Einblick in den Klinikalltag des Burghölzli gewähren. Als Glücksfall ist der Umstand zu bezeichnen, dass mit Keller ein Pfleger fotografierte, der sowohl die Klinik als auch die Patienten kannte. Zum anderen erhellen die Ausführungen der Interviewpartner*innen im dritten Teil den bis dato noch wenig untersuchten Klinikalltag, wie es alleine mithilfe amtlicher Quellen nicht möglich wäre.

Obschon Jenzers und Meiers Anspruch bescheiden und erklärermassen kein akademischer ist, vermisst man als Leser*in ein Literatur- und Quellenverzeichnis. Für künftige Forschungsvorhaben wäre es zudem hilfreich zu wissen, ob und wo die Interviews resp. deren Transkripte zugänglich sind. Zu den Interviewpersonen wären darüber hinaus Ausführungen zur Auswahl und eine kritischere Einordnung wünschenswert gewesen. Weil ein beträchtlicher Teil der Interviewten der erwähnten «Basisgruppe» angehörte, bleibt zu vermuten, dass konträre Stimmen unterrepräsentiert sind. Ferner ist es für die Leserschaft aufgrund der Verwendung des generischen Maskulinums in einzelnen Abschnitten schwierig, herauszulesen, ob sich eine Aussage auf die gesamte Klinik oder nur auf die Männerabteilung bezieht.

Die Lektüre des Buches ist aber ohne Frage allen zu empfehlen, die sich für das Burghölzli in den Jahren um 1970 oder ganz allgemein für den Alltag in psychiatrischen Kliniken in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts interessieren.

Emmanuel Neuhaus, Basel